



Die Gründung Braunschweigs und der Dom Heinrichs des Löwen.

Von

Dr. F. C. Bethmann.

Braunschweig ist unterm Schwerte groß geworden, nicht unterm Krummstabe. Darum fehlen seinen Anfängen Urkunden und gleichzeitige Chroniken, und selbst die Sage, die immer das Werden zu schmücken liebt, hat auf seine Wiege nur späte, spärliche Blätter gestreut.

Das älteste Zeugniß für die Bewohnung des jetzigen Stadtgebietes schon in heidnischen Zeiten geben die zahlreichen Aschenfrüge, welche zu beiden Seiten der Oker auf der Schuhstraße, der Schützenstraße, am Neuenwege, der Michaeliskirche, an der Hagenbrücke, der Kuhstraße und am Sandberge gefunden sind. Sie bestätigen die alte Sage bei Boto: „So vinde ik in der scrift, dat dar gelegen hadde ein torppe, da nu de Oubewik licht, unde dat hadde konink Karle vorherdet,“ wie denn überhaupt bei Weitem die meisten unserer Dörfer aus der Zeit vor Karl dem Großen stammen, wengleich mit Namen in den damaligen Geschichtsquellen nur Dhrum (Horsheim), Scheningen (Schaningi) und Helmstedt (Helmonstedi) genannt werden. Unbegreiflich ist, daß um die Aufbewahrung dieser ältesten Urkunden sich Niemand gekümmert hat. Es sind nur zwei erhalten, beide im Besitz des Herrn Dr. Schiller, der allein den Werth dieser Urnen für Braunschweigs Geschichte zu erkennen wußte und sie aufs Bereitwilligste zur ersten Abbildung uns mitgetheilt hat. Im Museum wie

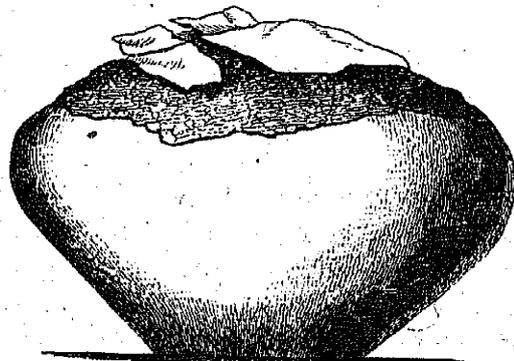
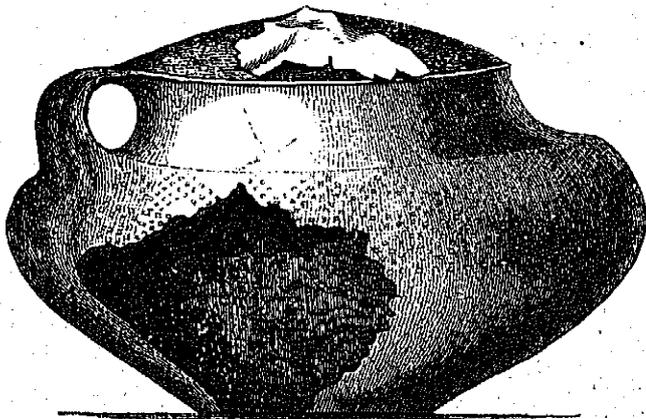
im Stadtarchive ist nichts davon; und doch sind sie die einzigen Zeugen von Braunschweigs Wiege, die einzigen Reste seiner ersten Jahrhunderte, ja der einzige sichere Grund, auf den hin wir jetzt das Jubelfest seines tausendjährigen Bestehens feiern.

Denn non ihnen abwärts hören wir dritthalb Jahrhunderte von einem Orte hier durchaus gar nichts. Daß weder Widukind von Corvei, noch Thietmar, noch sonst irgend ein Schriftsteller oder eine Urkunde aus jener Zeit Braunschweigs erwähnen, wäre noch kein Beweis gegen sein Dasein. Wohl aber liegt ein solcher darin, daß es in der Stiftungsurkunde von Stederburg nicht genannt wird, während doch das Kloster von Anfang an den großen Zehnten vor Braunschweig besaß. Also muß das nachmalige Stadtgebiet auf dem linken Ufer der Oker damals, 1007, zu einem oder einigen der in jener Urkunde vorkommenden Dörfer gehört haben; oder die Altstadt ist entstanden aus einem Dorfe, welches seinen alten Namen gegen den allgemeinen „Stadt“ verlor, als es besetzt wurde, grade wie der erste Name der Burg, Thancwarderoth, zu derselben Zeit von dem allgemeinen „Burg“ verdrängt wurde. Vielleicht finden sich in den Straßennamen der Altstadt noch Spuren jenes älteren Namens. Es ergibt sich aber hieraus, einmal: daß die Altstadt nicht schon von Heinrich dem Finkler besetzt sein kann; sodann: daß das



Im Besitz des Herrn Dr. Schiller, gefunden
an der Michaeliskirche 1859,

am Neuenwege 1841.



Am Sandberge gefunden 24. April 1801, nach einem Stich von Bunderbort.

ganze Stadtgebiet auf dem linken Ufer der Oker, soweit nicht Eigenholden darauf saßen, den alten Grafen von Delsburg, nicht aber den Ludolfingern gehörte, während das davon eingeschlossene Thancwarderoth und die Wief ausdrücklich Allode der Brunonen heißt. Daraus erklärt sich, warum die Wief und der Sacl Worthzins an den Herzog zahlten, die Alt- und Neustadt aber nicht.

* * *

Die älteste Erwähnung Braunschweigs in gleichzeitigen Quellen enthält die Urkunde der Magnikirche von 1031, wonach in diesem Jahre der freie Mann Hatheguard mit seiner Frau Uta „in der Villa Brunewiz“ eine Kirche baute und mit zwei Hufen Landes ausstattete, die er vom Grafen Liudolf zu Lehen trug. Der Graf schenkte „zu seinem und seines Stammes Seelenheil“ noch ein Stück Land dicht am Kirchhofe dazu, und Bischof Branthago von Halberstadt, in dessen Sprengel das Dorf lag, weihte die Kirche dem heiligen Magnus und noch sieben an-

bern Heiligen, und pfarrete bei ihr siebzehn benachbarte Dörfer ein, von denen elf eingegangen sind.

Die zweite gleichzeitige Erwähnung ist vom Jahre 1067, in der Schenkungsacte des Propstes Athalold an die „Kirche Thoncwarderoth,“ welche von Bischof Godehard, also zwischen 1022 und 1038 geweiht war; sie ist zugleich die älteste Stelle, worin die Burg vorkommt.

Die dritte ist in Kaiser Lothars Urkunde von 1134 fürs Egidienkloster, welches Gerdrud 1115 erbaut habe „in de stidde Brunewiz genomet“ und dessen Vogtei der Kaiser „sich und seinen Erben, die die Burg Thanguarderoth mit ihrem Zubehör in Besitz haben“ vorbehält. Hier ist es schon ungewiß, ob Brunewiz noch in der ursprünglichen Bedeutung nur die Altemiet bezeichnet, oder ob es schon Gesamtname ist.

Dasselbe gilt von der vierten Erwähnung in den Hildesheimer Annalen, die 1137 verfaßt sind, und zum Jahre 1115 erzählen, Kaiser Heinrich V. habe im Januar „Bru-

neswich besetzt" und Halberstadt verwüstet; von der „Stadt Brunswich“ in den im Anfange eben dieses Jahrhunderts geschriebenen Wundern des heiligen Bernward; und ebenfalls von dem Memorienbuche des Doms, wo in den ältesten Nachrichten, die vielleicht noch ins elfte Jahrhundert gehören, unter den Verstorbenen genannt werden „Tanquard und Bruno Grafen in Brunswich“ und „Otto Graf in Brunswich.“

Zum ersten Male sicher Gesamtname ist Brunswik 1157 in der Stiftung der Michaeliskirche, welche „die Bürger die in der Nachbarschaft von St. Michaelis in Brunswik wohnten“ damals auf eigene Kosten erbaut hatten. Von jetzt an hat es überall nur diese umfassende Bedeutung; was ursprünglich so geheißen, hieß nun zum Unterschiebe die „Alte Wiet,“ und was zuerst die „Stadt“ war, wurde seit dem Anbau der Neustadt und des Hagens zur „Altstadt.“

„Nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts sehen wir die Geschichte früherer Zeiten durch eine Menge von Erzählungen ausgeschmückt, welche zum Theil erweislich falsch, zum Theil bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind.“ Dies wahre Wort Stenzels gilt auch von den Erzählungen über Braunschweigs Gründung, die jetzt beginnen. Nach dem Ursprunge des Dorfes Brunswik hatte bisher Niemand gefragt; die aufblühende Herzogsstadt, wo bald selbst ein Kaiser Hof hielt, mußte einen erlauchten Gründer haben.

Der erste der von der Gründung redet, ist ein Halberstädter Mönch, welcher gleich nach 1209 eine Chronik seines Stiftes schrieb. Wo er von Herzog Ludolfs Söhnen Bruno und Otto dem Erlauchten spricht, fügt er mitten in die Worte Ekkeharths, den er da ausschreibt, den Satz: „Dieser Bruno ist der Gründer der Stadt gewesen, welche Brunswic heißt.“ Eben so kurz sagt Heinrich Rosla in seinem halb nach 1287 verfaßten Gedichte auf den Krieg vor Herlingenberg: „Er (Herzog Heinrich) gedachte an Bruno, der Gründer der Stadt war, und an dessen Bruder Otto.“ Auch die Lüneburger Chronik aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts sagt nur: „Ludolphus let na einen sone geheten Bruno, de Brunswik na ehme genommet burwede; den schlogen de Dennen dot.“

Die älteste Geschichte unseres Fürstenhauses, die Braunschweigische Fürstenchronik,

welche zwischen 1272 und 1282 compilirt, aber nur im Auszuge erhalten ist, beginnt mit folgender Nachricht: „Herzog Ludolf von Sachsen hatte drei Söhne, Otto, Bruno und Tanquard. Diese beiden, Bruno und Tanquard, haben die Stadt Brunswik gegründet, wie man in einigen Chroniken liest; wovon auch ein Theil dieser Stadt, die Burg nämlich, in alten Briefen öfter Tanquerode genannt wird.“ Dann seien beide nach dem Siege gegen die Dänen durch die Ueberschwemmung umgekommen. Dies ist die erste Erwähnung Tanquards; denn die kleine Schrift über die Stiftung der Kirchen in Sachsen, in der es heißt: „Ludolf hatte Söhne Otto Bruno und Tanquard. Herzog Bruno gründete die Stadt Brunswik, die vorher Tanquardvorde genannt wurde, im Jahre 890“ — ist frühestens aus demselben dreizehnten Jahrhundert, und sie, Heinrich von Hervord und die Fürstenchronik, haben eine Quelle.

Höchstens sechzehn Jahre nach letzterer, 1299, dichtete der unbekanntere Verfasser der Braunschweigischen Reimchronik, der unter vielen andern Quellen auch die Fürstenchronik nennt und sie stellenweise wörtlich ausschreibt. Dies thut er namentlich in der Gründung Braunschweigs. Von Herzog Ludolf sagt er, der habe gehabt

zweue sone,
 Brun und Otte ir name was.
 An ehnen anderen buche ich las,
 Dha mir noch eyn son genennet wart,
 dher solte heyzzen Thanquart.
 Dhes sprech ich doch nicht verwar.

Er behandelt also seine Quelle, die Fürstenchronik, mit vorsichtiger Kritik; Tanquards Existenz verwirft er gänzlich, und selbst über Herzog Bruno als Gründer Braunschweigs drückt er sich ziemlich zweifelnd aus:

Ich hoppe, daz uns icht spotte (nicht täusche)
 Dhe scripht, an dher ich horte,
 we von herzogen Brune worte
 Begunnen, daz nun heyzet Brunswich,
 unde borch algelich,
 Dhe ittewenne dar zo las,
 dhe men Thanquardvode sach.
 Daz thete her an daz vromdhe lant,
 daz betvungen hatte sin hant.
 Welches jares daz gesehe,
 an neheynner scrift ich daz spehe.
 Ich wil ouch wenen wol vor war,
 daz Brunswich dannoch icht so achbar
 Noch vornomen an dhen landen were,
 so iz sint wart wite mere.
 Dhes is iz lichte blesen
 an dhen buchen umbescreben.
 Doch so ich iz best kan versten,

so is iz under dhem anderen Lubewiche geschen.
 Got gewe im dher eren stat,
 dher Brunswich gheeret hat,
 Und muoze in heyles selte meren, (d. h. ihm Heil
 und Seligkeit mehrten)

dher noch gunne iten eren.
 Her is an hohen prise vunden
 dicke swem dhe sine gunden.
 Diz is dher werdhe vurste sich,
 nach dhem ghenant ist Brunswich
 Von Sagen herzogen Ludolphes sint,
 von dhem men ghescreven vint,
 Daz Brunswich von im begunnen worte.

Später kommt er nochmals darauf zurück
 in den Worten über Herzog Rudolf:

Dhe ouch herzogen Brunec vater was,
 dher zo ersten, als ich las,
 Dhe veste buwen began,
 daz dhen namen Brunswich sint gewan.
 Dhe borch men do Thanquardherodhe sach,
 eyn dhorph dha nahe bi lach,
 Dha nu ist de albe wick;
 daz hezz man dho Brunswich.
 Darnach de albe stat began,
 dhe nuwe unde dhe haghe, daz sint gewan
 Dhen namen, als ich gesprochen han.

Auch dies hat er aus der Fürstchronik
 genommen, d. h. aus der vollständigen, nicht
 aus der Abkürzung, die jetzt nur davon be-
 kannt ist. Weiter kommt in der Reimchronik
 über die Erbauung nichts vor.

Aus dem vierzehnten Jahrhundert erwähnt
 die Gründung nur ein Einziger, Dietrich
 Lange aus Simbeck, in seinem lateinischen
 Gedichte von den Braunschweigischen Herzö-
 gen, von dem leider nur wenige Bruch-
 stücke erhalten sind. Er sagt:

Tanquard und Bruno die Brüder in einem
 Sinne zusammen
 haben sie Brunswich gegründet und es erbauet.

Dann schreibt Engelhus im Jahre 1418:
 „Rudolf hatte drei Söhne, wovon der erste
 Namens Bruno auf einem Kriegszuge gegen
 die Dänen in einer plötzlichen Uberschwem-
 mung kinderlos umkam. Von ihm hat die
 Stadt Brunswik den Namen, die jedoch auch
 von einem andern Bruder Lancword in
 vielen alten Briefen Lancwordvoerde ge-
 schrieben wird. Der dritte Sohn war Otto.“
 Dies hat er ganz aus der Fürstchronik ge-
 nommen, es aber bei einer spätern Ueber-
 arbeitung seines Werkes so geändert: „Der
 erste, Bruno, kam gegen die Dänen um; der
 zweite war Egbert, der dritte Tanquard, der
 vierte Otto. Tanquard baute eine Stadt,
 die er nach sich Tanquardwerd nannte;
 Bruno vollendete sie und nannte sie nach
 seinem Namen Brunswigl.“

Im Jahre 1441 schreibt Stadtweg in
 seiner Chronik zu 861: „Brunswich wart
 in duffem jare gebuwet, de hertoge Lüdeleff
 beghan, unde syne sone Bruno unde Tan-
 quart vulbrachten. unde streden mit den De-
 nen, dar Bruno geschlagen wart. van oren
 broder Otten quemen de kersere.“

Bartold endlich, Abt des Egibienklosters
 in Braunschweig, hing seinem 1445 ge-
 schriebenen, noch ungedruckten Leben des heil-
 igen Autors, dessen einzige Handschrift wir
 durch die Güte des Herrn Senators Cule-
 mann in Hannover haben benutzen können,
 ein Wert an „van der bord der vorsten van
 Brunswig,“ das, wie er ausdrücklich sagt,
 ganz aus der Fürstchronik genommen ist.
 Darin heißt es von Wittelinds Enkel Wal-
 precht: „Etlike nomet one Brun, unde van
 ome het de stad Brunswig. wente de borch
 heeb Tanquarderoede. unde dar lach eyn dorp
 vore, dat nu de olbe wif is. darna wart
 de olde unde de nige stad unde de Haghen.
 Lubeleff Walprechtes sone teelde dre sone,
 Otten, Brune, Tanquarde. Bruno unde
 Tanquardus buweden de stad Brunswig.“

Alle diese Nachrichten (und andere sind
 nicht erhalten) gehn auf die eine Quelle,
 die Braunschweigische Fürstchronik vom
 Ende des dreizehnten Jahrhunderts zurück, und
 diese wieder auf die lateinische Sachsenchronik,
 also auf gelehrten Ursprung; von Volks-
 sagen haben sie nichts an sich. Jetzt kommt
 aber auch im Sachsenlande eine populäre
 Geschichtsschreibung auf in den zahlreichen
 „Chroniken der Sassen,“ welche alte und
 neue Geschichtsquellen, Compilationen, gute
 und schlechte Gelehrsamkeit, namentlich ety-
 mologischer Art, eigne Erfindung und alte
 Volksagen zu einem bunten Ganzen durch
 einander mengen, indem man oft kaum noch
 unterscheiden kann, was echte Sage und was
 eigenmächtige Erfindung und Deutung ist.
 Lange nicht genug für Sagenkunde durch-
 forsch, sind sie für wirkliche Geschichte schwer
 zu brauchen, haben aber Jahrhunderte lang
 nachtheilig auf sie gewirkt, ja selbst dem
 neuesten Forscher über Braunschweigs älteste
 Geschichte manch argen Streich gespielt. Aus
 ihnen ist einiges ins Volk übergegangen
 und hat die echte Sage vielfach verdorben,
 namentlich durch etymologische Spielereien
 und andere ungesunde Gelehrsamkeit. Dage-
 gen haben sie aber viel alt Sagenhaftes vor
 dem Untergange bewahrt, so daß sie dem,
 der sie zu brauchen weiß, weit mehr werth

sind, als die großen dicken Bände nüchternen Sammler, die nichts thaten als aus noch erhaltenen Quellen ein neues Buch zusammenzustoppeln. Durch jene weht, trotz aller Irrthümer, ein Hauch wie Waldesluft und Wiesenblumen; man fühlt das ewig frische Quellen des Volksgeistes, während aus diesen nur der Staub dürrer Fleisches und gelehrter Nüchternheit sich verbreitet, die mühsam und ermüdend Stein an Steinchen setzt, aber keinen Kranz zu flechten weiß, keinen frischen Trunk dem Forscher spendet.

Schon in den Annalen von Pölde und Magdeburg zeigt sich diese Richtung; am üppigsten aufgeschossen ist sie in der Hettlingschen Chronik und bei Botho. Erstere, um 1450 verfaßt, enthält zum Jahre 861 Folgendes: „Hertoghe Bruno unde sin broder hertoghe Dancwort, de worden des eyne, se wolden neyne wyve nemen, unde herden ören briddhen broder an, dat he eyn wyff neme unde dat lant beerve. unde reddden van Ganderffen, unde wolden buwen eyne egghen moninge, unde kemen an dat water de Dvefer, dar bevelle önen de stidde mol, dar de stad Brunswick nu licht. So buwede hertog Dancwort de stidde dar nu de Dom steyt, unde buwede dar eyne kercke in de ere sunte Peters, dat was sin apostel, unde nome de dat Dancwerderode. Unde hertoghe Bruno buwede de stidde, dar nu de Sygermarkt is to Brunswick, unde buwede dar eyne kercken in de ere des groten sunte Jacobs, dat was sin apostel, unde nome de dat Brunswick. so dat dar de koplüde to kemen, unde hulpen hertoghen Bruno sine stidde rede maken, unde begreppen dar eyne stad, unde nome den se na Brunnes wif Brunswick. unde is van daghe to daghe, van jaren to jaren, beter, stercker, mechtiger geworden, unde is eyne frone unde speygel des landes to Sassen unde der fursten to Brunswick unde Lüneborch. To düssem tyt wonede eyn eddelingh van den olden Sassen to Woldenberge, de heyt Daniel, de hadde eynen sone de heyt Bruno, wente hertogh Bruno was sin vadder, na dem heyt he. De vader myt dem sone reynt to hertoghen Bruno to siner eigen stad Brunswick, unde spreken: Gnedige fürste, ghy schullen nicht sorgen vor eyn hus, ik unde juwe vadder wy willen juwer gnade eyn hus geven. Wante Daniel de hadde in besitting twey borghe, also Woldenberg unde Lechtenberch. Do gaff de junge Bruno sinem vaddern dat hus to Lechten-

berge. so buwede hertoghe Bruno neyne borch to Brunswick, unde gaff sine stidde den koplüden unde handwerckslüden, de make den de stad vullens rede.“

Sehr verwandt hiermit, aber auch vielfach abweichend, erzählt Rurd Botho in seiner 1489 beendigten Chronik der Sassen zum Jahre 861: „Brunswick wart begunt to buwen in dusssem jare van den tweien broderen hertoghen to Sassen Bruno unde Dancwort. So vinde ic in der schrift, dat dar gelegen hadde eyn torppe, dar nu de Oldewick licht, unde dat hebbe konigh Karle vorherdet. Do quam hertoghe Dancwort unde buwede dar eyn borch unde leynt de bemuren, unde is nach de ringhmuern umme den dom in Brunswick. unde so wort de borch geheten Dancwerderode. Do quam sin broder hertogh Bruno, unde belengede dar wedder eyn huse upp to richten, do de woyste dorpestidde was. Unde dar wart he so to bespottet. wan eyne fragebe: wat welme dar buwen? so sedem: so dat is Brunnes wick. unde wart geheten de Wick. Do dusse forsten volden, dat yd eyn bestant wolde hebben, unde hertogh Brun dar grote lewe to hadde, do quam syn broder Dancwort, unde leyden de wick uppe der anderen syt der Dvefer, unde buweden dar eyne kercken in de ere sunte Jacobs des apostell. unde darvan steyt de torne nach upp deme azermarke in Brunswick. Also dat de erste wick up der dorpestidde so blayff bestande, de hertoghe Brun hadde betenget to buwen, unde heten dat Brunneswick, dat wart do geheten de Oldewick, affet noch het hute in den dach, sunder dat bleyff bestande mit de olden husen, wente dat Gerdrudis dat closter sunderde. unde de nyze wick, dat nu de Oldestadt het, dat wart geheten Brunswick. dat bestot wente an keyser Hinrikes tyden de vincteler. de let de Oldenstat Brunswick bemuren, unde buwede de Nygestadt berby, so hyr na beschreven steyt. Dat kam to van den Ungerer, do he mit bene stridde, do worden erst de stidde bemuret unde gebuwet.“ Zum Jahre 890 sagt er, Otto der Erlauchte „make de dat fullen rede, dat syn vader unde broder betenget hadden, also Ganderffem unde Brunswick.“ Aus dieser Erzählung Bothos stammt der Anfang der Pergamenttafel, welche bald nach 1515 im Dome neben Heinrichs des Löwen Grabmal aufgehängt war: „Alse me scres na goddes gebort achthundert unde eyn unde sechstich, hest hertoghe

Dankquorth tho Sassen erstlich düsse borch bemuret unde Dankquorderode geheten unde nomen laten." Und ebenfalls die Bleitafel, welche 1614 im Thurmknopfe der Jacobskirche am Eiermarke gefunden wurde: „Achtehundert und eyn und seftich ys düsse torn funderet van Bruno herthoge to Brunswick, unde ys renoveret und speret anno dusent vyffhundert und neghenteyn.“

Ganz vereinzelt, aber um so bemerkenswerther, ist die Angabe der Niddagshäuser Annalen zu 1026: „der Fürste Bruno gründet Brunswik.“

Keine Erfindung endlich ist zu nennen, was das Leben des heiligen Suibertus, ein untergeschobenes Nachwerk aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, erzählt: Suibert sei im Jahre 704 mit seinen Begleitern nach einem großen Flecken im Sachsenlande, namens Brunswik, gekommen, habe dort Viele bekehrt und einen von vielen Ärzten lange ohne Erfolg behandelten Kranken geheilt, worauf er von den heidnischen Priestern bei dem Satrapen des Orts verklagt und vertrieben sei, aber seinen Begleiter Woso als Prediger für die neubekehrte Gemeinde dagelassen habe.

* * *

Das ist Alles, was an Quellen über Braunschweigs Gründung bekannt ist. Wir haben sie nach ihrer Zeitfolge, unverfälscht und mit ihren eignen Worten aufgeführt, weil nur so der Leser sich sein Urtheil selber bilden kann. Wir wollen sie nun etwas näher betrachten.

Zunächst kommt ein Tanquard als Sohn Herzog Ludolfs bei keinem älteren Geschichtschreiber, in keiner Urkunde, keinem Todtenbuche vor; selbst da, wo er nothwendig erwähnt sein müßte, wenn er je gelebt hat, in den ältesten Nachrichten über den Krieg Brunos gegen die Dänen, den Stammbüchern, Familienchroniken und Urkunden des Ludolfingischen Hauses — nirgends ist auch nur eine Spur von ihm. Erst am Ende des dreizehnten Jahrhunderts wird er genannt, in der Braunschweiger Fürstenchronik und in der Nachricht über die Kirchenstiftung in Sachsen, welche beide aus Einer wohl nur wenig ältern Quelle, der Sachsenchronik stammen. Alle übrigen wo er vorkommt, Heinrich von Herward, Lange, Korner, Engelhus, Stadtweg, Bartold, die Hettlingsche Chronik, Botho und die Pergamenttafel im Dome, sind nur aus jenen beiden Quellen

geschlossen. Diesen aber dürfen wir um so eher mißtrauen, da schon um dieselbe Zeit der Dichter der Reimchronik ihre Angabe gradezu verwirft mit den Worten:

An eynem anderen buche ich las,
Dha mir noch eyn son genennet wart,
Der solte heyzgen Tanquart.
Dhes sprech ich doch nicht verwar.

wo er mit dem anderen Buche die Fürstenchronik meint. Dazu kommt, daß der Anlaß zu solcher Erdichtung, an welche übrigens der Erfinder selbst glaubte, klar auf der Hand liegt. Denn daß Tanquarderode von einem Tanquard erbaut sein muß, sagt schon der Name; und da Brunswiks Erbauer Herzog Bruno war, so lag der Zeit, die wenig Kritik und desto mehr Phantasie besaß, nichts näher, als in Erinnerung an Romulus und Remus (wie schon Assmann bemerkt hat) auch die Gründer beider dicht bei einander gelegenen Orte zu Brüdern zu machen. Daher haben denn alle gründlichen Forscher, schon 1508 der Gandersheimer Heinrich Bode, dann Leibniz, Harenberg, Eccard, Leiste, Wersche, und zuletzt noch Assmann, diesen Tanquard als Herzog Ludolfs Sohn verworfen; und nur der allerneueste Geschichtschreiber der Stadt hat ihn noch einmal ins Leben gerufen, um ihn vier Jahre später wieder zu begraben.

Aber ist es denn ganz gewiß, daß Bruno, der Gründer Braunschweigs, Herzog Bruno, Ludolfs Sohn ist? So sagen freilich alle Schriftsteller, die über diese Gründung reden — jedoch, was nicht zu übersehen, mit einziger Ausnahme der Niddagshäuser Annalen, die in ihrem ersten Theile wahrscheinlich noch ins dreizehnte Jahrhundert gehören, wenigstens auf älteren Annalen beruhen. Jene Schriftsteller sind aber nicht älter als das dreizehnte Jahrhundert; die Mehrzahl derselben kennt auch jenen Tanquard, der doch nicht existirt hat; also sind sie keineswegs unfehlbar; und konnten sie hierin irren, so konnten sie es auch bei jenem.

Schon die Reimchronik drückt sich nur mit einigem Bedenken gegen die Glaubwürdigkeit ihrer Quelle hierüber so aus:

„Ich hopye, daz uns icht spotte
Dhe scripht, an dher ich horte,
we von herzogen Brune worte
Begunnen, daz nu heizet Bryneswisch
unde borch algellisch“

und spricht auch an den zwei andern Stellen, wo sie hierauf zu reden kommt, nicht ihre eigne Ueberzeugung, sondern immer nur die

Meinung ihrer Quelle, der Fürstendronik, aus: „von deme man also gescreven vint, daz Brunswik von ime begunnen wart“ und „Herzog Brune, der zuerste, also ich las, die feste to buwende began.“ Hierbei bemerkt schon Leiste: „also muß die Schrift doch so ganz glaubwürdig ihm nicht geschienen haben,“ wofür er sich aber von dem neuesten Geschichtschreiber „principienlose Kritik“ und Assmann, der ebenfalls zweifelt, „übertriebenes Mißtrauen“ vorwerfen lassen muß; jene Ausdrücke seien „nichts als Reimarmuth und abgeschmackte Gewohnheit des Chronisten.“

Wenn uns aber eine Begebenheit erst volle viertehalbundert Jahre nach ihrer Ereignung überliefert wird, von Zeugen die auch sonst nicht ohne Irrthümer sind, und ohne allen weiteren Beweis, ja unter Umständen die Zweifel erwecken: so dürfen wir wohl dabei auch nach andern, inneren Beweisen fragen; oder wenigstens danach, was etwa sonst für Gründe sie bestätigen können. Und da finden sich einzig und allein nur die beiden indirecten, daß Botho zu 861 sagt: „Keyser Hinrik de vindeler, de let de Oldenstat Brunswik bemuren, unde buwede de Nygestat darby. Dat kam so von den Ungerer, do he mit denen stridede“ und zu 987 von dem späteren Grafen Bruno, dem ältesten Brunonen: ihm hätte Otto III „ghewen wat landes in Sassen by Brunswik, alse Melverode de hoghen wort. he leggelde so lange, wente dat se vorstorven de keyseris. dat schach by dusses markgreven Brunos sonen tyden, alse grave Ludeloff, de nam Dandwerderode unde Brunswik in, unde schreven sik markgreven to Sassen unde heren to Brunswik. So wonde dusse margreve Bruno uppe dusse vorbenomede stidde, dat weren do hochgesete unde steyne veste.“ Endlich zu 1025 sagt er von Brunos Sohn Ludolf, daß Kaiser Konrad „halp öme syn lant in bescherminge beholden, dat öme angestorven was von den keyseris wegen, de hyr bevoren reygeret hebben, dat syn vedderen weren.“ und wieder zu 1030 „Ludeloff de nam Dandwerderode unde Brunswik ersten in na der keyser dode, do de alle vorstorven weren. so wart dusse Ludeloff ein here over Brunswik, wente he de negeste was von dem flechte Wedefinde von swert halven.“

Das sind die einzigen Beweise für die Gründung durch die Ludolfinger; und zwar gibt sie Botho, derselbe Botho, welcher allerlei weiß, was andere Leute nicht wissen, z. B.

die berühmte Freundin Gregors VII, Mathildis, welche bekanntlich eine Tochter des Bonifacius von Tuscien und an Godfried von Lothringen vermählt war, sei die Tochter Etbrechts I von Braunschweig und Gemahlin des Königs von Lumbardien gewesen, Magdeburg sei von Julius Cäsar gegründet, und dergleichen.

Daß aber die Altstadt nicht von Heinrich dem Finkler gebaut ist, haben wir schon oben gesehn; und daß Braunschweig nicht erst nach dem Aussterben des sächsischen Kaiserhauses der Ludolfinger durch Erbschaft von diesen an den Brunonen Ludolf gefallen sei, dürfen wir wohl daraus schließen, daß schon Ludolfs Vater, der vor 1012 starb, in der Fürstendronik „In diesen Zeiten war in Brunewiz ein Fürste Bruno, der Graf genannt ist“ heißt; daß derselbe bei dem hundert Jahre älteren Annalista Saxo immer „Bruno von Brunewiz“ genannt wird, und daß in dem Memorienebuche des Domstiftes unter den ältesten nekrologischen Notizen als am 21. Januar verstorben „Tanquard und Bruno Grafen in Brunewiz“ vorkommen, womit entweder derselbe Vater Ludolfs, oder ein noch älterer gemeint sein muß. Wir haben also hier im brunonischen Hause zwei Brüder, Tanquard und Bruno in Brunewiz, die an Einem Tage umgekommen sind; hat die „Vergeslichkeit, die Stiefmutter der Geschichte“ (wie es in alten Urkunden zuweilen heißt) sie vielleicht auf das berühmtere Geschlecht der Ludolfinger übertragen, dessen Namen, an Gandersheim und das sächsische Kaiserhaus geknüpft, die einzigen hellen Sterne in dem Dunkel der alten Dynastenhäuser waren, durch deren immer wiederkehrende Ludolfs, Brunos, Geberte selbst die gründlichsten Genealogen nicht immer durchzufinden wissen, um wie viel weniger das Volk, dessen Gedächtniß so kurz und dessen Phantastie so reich ist, und das überall und zu allen Zeiten die minderen Namen bald fallen läßt, und ihre Thaten unbewußt auf seine wenigen Lieblinge häuft? Von wem weiß unser Volk noch jezt aus einer Zeit von mehr als höchstens zweihundert Jahren? was davor liegt, wirst es chronologisch in den Einen Begriff „vor dem Schwedenkriege“ zusammen, worin die entferntesten Jahrhunderte dicht neben einander, oft in Einem Namen zusammenliegen. Wer wird dies tabeln? aber wer wird auch darauf Geschichte bauen?

Ja selbst die Abstammung der Brunonen von den Ludolfingern, aus der Botho seine ganzen Angaben folgerte, hat keinen ältern Gewährsmann als die Fürstenchronik, also das Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Vorher kommt nicht die geringste Erwähnung vor, weder in Schriftstellern, noch in Urkunden; selbst der Annalista Saxo, der doch mit besonderer Sorgfalt und aus guter Quelle die Abstammung der alten sächsischen Familien behandelt, und die ersten Brunonen mehrfach erwähnt, weiß von ihrer Herkunft gar nichts. Erst die Fürstenchronik sagt bei Kaiser Heinrich II: „Bei diesen Zeiten war in Brunswik ein Fürste Bruno, der Graf genannt ist, was sein konnte, weil das Herzogthum, das seine Prædecessoren hatten, beim Erlöschen des Mannsstammes von Kaiser Otten an Hermann Billung gegeben war.“ Die Heimchronik übersetzt dies so:

„Set bi dhißen tagen
Was Brun vurste in Brunswik,
dhen men auch greve heyz alselich.
Daz wol mochte wesen,
wante wir haben gelesen,
Daz dher erste keyser Otte gaph
daz herzihtoum und dhe hercaph
Hermanne Biliges sone,
daz Brunos vorvaren helten sone,
An dhen dho dher manne bruche was.“

und fügt dann von sich selber als eigne Meinung hinzu:

„An neheyner scripht ich las,
Waz dhiße Brun zo rechte
dhem ersten bestunde an sime gheslechte.
Ob her auch dhen ersten Brun meyne,
dhes han ich funde kleyne.“

d. h. „ich habe nirgends gefunden, wie dieser Bruno in grader Linie (das bedeutet bei ihm zo rechte immer) dem ersten (Herzog) Bruno entstammte an seinem Geschlechte; ich weiß auch nicht, ob der Verfasser (der Fürstenchronik) den ersten Bruno meine.“ Hiernach scheint sie fast daran zu zweifeln; aber ihre späteren Verse über Heinrichs des Löwen Eltern:

„Si hat sich dher boum irslozen,
da her uz ist gesprozen
Von zwo wozelen, als ich sprach.
Zo erst ir sewedher lange plach
Des herzohtomes zo Sagen.
Heynrich das Welph was gewazen
Von herzogen Hermannes kunne.
So seyt men, daz gewunne
Dhe herzoginne ir geslechte
von herzogen Ludolfe, der zo rechte
Von Brunswik Brunos vater was“

zeigen doch, daß schon damals die gewöhnliche Meinung die Brunonen von den Ludol-

finger abstammen ließ; nur das wie? mußte man nicht, und beruhigte sich auch dabei, da man ja nicht Alles wissen kann.

Dies Streben aber, Alles wissen zu wollen, hat gar viele Irrthümer in die Geschichte und nirgends mehr als in die Genealogie gebracht, besonders da die Chronisten in jener Zeit ihre Vermuthung immer als Facta erzählen; was freilich auch jetzt noch Viele thun. So wollte man denn im fünfzehnten Jahrhundert jenen Stammbaum ganz genau haben, und leitete ihn in grader Linie von Heinrich dem Finkler ab, indem man jenem Grafen Bruno von Brunswik zum Vater einen Bruder Kaiser Ottos I gab. So zuerst Bartold, der ihn Lanquards Sohn nennt (eine Namensverwechslung statt Lanemar, der aber unvermält gestorben ist). Die Hettlingsche Chronik und Botho nennen Heinrich, wonach also der Stammvater der Brunonen ein Enkel Heinrichs des Finklers, Vetter Ottos II und Vatersbruder Kaiser Heinrichs II wäre. Zum Sohne geben beide diesem wieder einen Bruno, und das ist derselbe, womit die Fürstenchronik und die Heimchronik das Brunonische Haus beginnen lassen (denn jenen ersten Bruno kennen diese nicht). Dessen Sohn war Rudolf, der Vater Ekbrechts I und Großvater Ekbrechts II und Gertrudens, der Eltermutter Heinrichs des Löwen. Diesen Stammbaum haben die folgenden Geschichtschreiber allgemein angenommen, und auch Leibniz neigte sich zuletzt dazu, während er früher einen andern aufgestellt hatte.

Aber wie konnte dann Bruno bei Kaiser Ottos III Tode als Bewerber um die Krone gegen seinen Vetter Heinrich II auftreten, der als Sohn des ältern Bruders unbestritten das Vorrecht hatte? wie konnte er überhaupt mit Otto III verwandt sein, da der Zeitgenosse Wippo ausdrücklich sagt, Heinrichs Mitbewerber seien nicht vom Ottonischen Geschlechte gewesen? und wie konnte endlich nach Heinrichs II Tode das sächsische Haus für erloschen gelten, wenn in Rudolf noch der Sohn eines rechten Veters von Heinrich II und eines Urenkels von Heinrich I am Leben und in Besitz von Macht und Würden unter den sächsischen Großen war? Darum haben denn auch andere Forscher andere Stammbäume aufgestellt, deren Verschiedenheit nur beweist, daß keiner der rechte, keiner sicher ist. Mit Sicherheit können wir also nur das sagen, daß die Brunonen

in grader Linie von der Schwertseite nicht von den Ludolfingern stammen. Von weiblicher Seite dagegen waren alle die alten sächsischen Geschlechter, wie noch jetzt unsere Fürstenhäuser, vielfach mit einander verschwägert; und von Wittekind können außerdem die Brunonen sehr wohl in grader männlicher Linie abstammen, wie das von ihnen Heinrich von Hervord aus einer alten Quelle ausdrücklich bezeugt; nur läßt es sich nicht genealogisch genau nachweisen.

Aber ist denn nicht die Jahreszahl 861 ein Beweis für Braunschweigs Gründung durch den Ludolfinger Bruno? Allerdings wäre sie das, wenn sie sicher wäre. Aber die meisten und grade die ältesten Quellen geben, wie wir gesehen haben, gar kein Jahr an, die Reimchronik sagt sogar ausdrücklich:

welches jares das geschehe,
an neheiner scrift ich das spehe.

also kannte man am Ende des dreizehnten Jahrhunderts noch kein Jahr dafür. Die kleine Schrift über die Kirchenstiftungen in Sachsen gibt 890 an, während doch Herzog Bruno, den sie als Gründer nennt, schon 880 fiel. Vielleicht gehört diese Zahl aber in der Schrift gar nicht zu der Gründung Braunschweigs, wie sie denn Heinrich von Hervord, der dieselben Worte hat, dabei wegläßt. Die Mibdagshäuser Chronik, die auch auf Quellen des dreizehnten Jahrhunderts beruht, gibt als Jahr der Gründung 1026 an. Das Jahr 861 findet sich zuerst bei Stadtweg, also erst in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts; dann in der Hettlingischen Chronik und bei Botho, und aus letzterem ist es auf die Pergamenttafel im Dom und auf die Jakobskirche gekommen. Das sind die einzigen Zeugnisse dafür. Sie haben es aber wahrscheinlich gar nicht aus einer ältern bestimmten Angabe geschöpft, sondern aus einer Art Berechnung gefunden. Stadtweg schrieb mitten auf seine Seiten die Jahreszahlen in ununterbrochener Folge, so daß bei jedem Jahre eine Zeile für die Begebenheiten leer bleibt. Er mußte daher Alles, was er erzählt, zu einem bestimmten Jahre setzen, konnte nichts im Allgemeinen als „um diese Zeit“ geschehen angeben. So hat er denn zu 861: „Brunswik wart in düßem jare gebuwet.“ Botho sagt zu 861: „Brunswik wart begunt to buwen in düßem jare“ u. s. w. was er aus Stadtweg abschreibt, wie man sieht. Aus Botho sind

wieder die Blasianische Tafel und die Inschriften im Thurmknopfe der Jakobskirche geflossen, sowie die Zahl 861, die mit arabischen Ziffern an diesem Thurme zu lesen war; denn daß diese vor 1519 eingehauen sei, wird Niemand im Ernste behaupten wollen. So ist also Stadtweg eigentlich die einzige Quelle für 861, und man mag grade auf dies Jahr gekommen sein, weil man als Ludolfs Todesjahr 859 annahm, und das Einzige, was man von seinem Sohne Bruno außer dessen Tode zu melden wußte, nämlich die Gründung Braunschweigs, am natürlichsten gleich bei seinem Antritte erzählte. Botho sagt auch noch zum Jahre 890: da hätte Otto der Erlauchte beendet, was Ludolf und Bruno begonnen, nämlich Gandersheim und Brunswik. Da haben wir also dasselbe Jahr 890, in welches die Schrift über die Kirchenstiftungen in Sachsen die Erbauung Braunschweigs setzt.

* * *

Aus allem diesen sehn wir, daß mit einiger Sicherheit, ja auch nur Wahrscheinlichkeit, weder Herzog Bruno der Gründer, noch 861 das Gründungsjahr Braunschweigs sein kann. Dies ist keineswegs neu; Leibniz, Harenberg, Leiste, Ribbentrop, Affmann haben es längst gesagt. Aber Bothos hübsche Geschichten, von Kranz, Spangenberg, Bünting, Rehtmeier verbreitet, fanden immer mehr Glauben. Denn so ist nun einmal die menschliche Natur, daß sie am liebsten dem sich zuwendet, was bestimmt klingt und wie feste Gestalt aussteht; und wo von Städtegründung die Rede ist, da denken die Meisten doch immer etwas an Romulus und Remus, an Didos Kuhhaut, und den babylonischen Thurm, oder es schweben ihnen aus der Schulzeit die Bilder zur Weltgeschichte vor, wo Heinrich der Finkler Städte bauet, den Grundriß zu seinen Füßen, im Hintergrunde die werdende Stadt — und nur Wenige fragen sich: Haben denn unsere alten Städte ein Jahr der Gründung, einen Gründer je gehabt, wie das bei Klöstern und Burgen allerdings der Fall ist? sind sie nicht vielmehr geworden, allmählig, unmerklich, unbewußt? ist das Jahr ihrer Gründung nicht ein Jahrhundert, ihre Gründer sind das nicht glückliche Lage und innere Tüchtigkeit gewesen? Das sind auch die wahren Gründer von Braunschweig — und die wahre Geschichtschreibung, die populäre

nicht minder wie die ernstere, wird sich hüten, jene andern beiden und ein bestimmtes Jahr als historische Facta hinzustellen.

Anderß aber ist es mit der Feier eines Festes. Das bedarf eines bestimmten Jahres, sogar eines bestimmten Tages, und es darf, ja es muß an eine vierhundertjährige Tradition sich lieber anschließen, als ein Jahr dazu aus der Luft greifen, das eben so wenig historisch wäre. Ein Fest ruht auf dem Leben, nicht auf dem Wissen; und was das Volk Jahrhunderte lang einmal für seine Geschichte gehalten hat, das gehört zu seinem Leben mehr, als das negative, gestaltenleere Ergebnis der Forschung. Diese ist Alleinherrscherin in der Wissenschaft; im Leben weicht sie bescheiden ihrer ältern, schönern Schwester, der Sage. Und auch unter den Festen waren die schönsten immer die, deren Ursprung nicht Brief und Siegel, sondern der Blütenkranz alter Sage schmückt, die von denen man nicht weiß, woher sie kamen. Das aber, zu dem wir uns jetzt rüsten, soll ja nicht ein Erinnerungsfest der Grundsteinlegung vor tausend Jahren sein, sondern ein Jubelfest des tausendjährigen Bestehens dieses Ortes; und das darf Braunschweig in diesem Jahre mit größerer Gewißheit feiern, als womit Rom unter Kaiser Philippus seinen tausendjährigen Geburtstag beging. Denn ein mehr als tausendjähriges Alter sichern ihm zwei Zeugen, gültiger selbst als geschriebene Quellen: seine heidnischen Aschenkrüge und sein eigener Name. Ortsnamen auf —wik finden wir in ganz Niedersachsen nur drei, Brunswik, Bardowik, Osterwik, welche letzteren beiden schon vor Karl dem Großen bestanden. Hier herum steht Brunswik darin weit und breit ganz allein da; selbst von den eingegangenen Ortsnamen dieser Art gehört kein einziger unseren Gegenden an. Das muß seinen Grund haben. Das Wort selbst, alsächsisch und friesisch wik, angelsächsisch und altnordisch vik, althochdeutsch wîch, gothisch veihis, lateinisch vicus, griechisch οἶκος, ist schon früh veraltet, und vor den gleichbedeutenden Ort, Burg, Stadt, Flecken, Wohnsitz, ganz aus der Sprache verschwunden. Auch aus der Bildung von Ortsnamen, wo es in ältester Zeit viel gebräuchlich war (Förstemann zählt deren acht- unddreißig auf, die viel zahlreichern in den Küstenstrichen ungerechnet, wo wik so viel wie Bucht, Hafen ist), wurde es durch die gleichbedeutenden —stedt, —burg, —heim,

—hausen verdrängt, da diese an den immer fortbestehenden Stadt, Burg, Heimath, Haus einen lebendigen Halt hatten, und scheint schon im zehnten Jahrhundert, vielleicht gar noch früher, nicht mehr dazu gebraucht zu sein. Danach dürfen wir die Namen, wo es vorkommt, wohl zu den allerältesten rechnen, so daß die Sage bei Botho, hier hätte schon vor Karl dem Großen ein Dorf gelegen, das er zerstörte, nicht nur durch jene Urnen, sondern auch in der Sprache eine Bestätigung fände. Vielleicht hatte das Wort die Nebenbedeutung eines größern und besetzten Ortes, so daß seine große Seltenheit in Ortsnamen sich dadurch erklärt, daß solcher größern und festen Ortschaften im Sachsenlande bekanntlich äußerst wenige waren. So hat denn Brunswik für sein Bestehen schon in heidnischer Zeit freilich nicht Brief und Siegel und alte Pergamente, aber drei nicht minder ehrwürdige Zeugen: Sage, Sprache, und die Asche seiner ersten Bewohner.

Fragen wir nun, wie es ums Jahr 1000 da aussah, wo jetzt Braunschweig steht, so finden wir zunächst hier weit mehr Ortschaften, als gegenwärtig da liegen. Schon allein von den siebenzehn Dörfern, die zur Magnikirche eingepfarrt waren, sind elf jetzt verschwunden; und auf der andern Seite der Oker ist es eben so. Aber diese zahlreichen Dörfer waren auch nicht so groß wie die jetzigen; es waren meistens ein oder ein paar Ackerhöfe mit den dazu gehörigen Leutenwohnungen, wie noch jetzt in Westphalen. Namentlich die auf —roth, —büttel, —hof, —heim, —stedt ausgehenden, welche alle sammt den Namen des Erbauers oder Besitzers enthalten, müssen also wenigstens ursprünglich Ein Hof gewesen sein. Gradezu —dorf genannt finden wir in der ganzen Gegend nur zwei, Morthorp und Lenthorp. Die jetzigen Dörfer sind erst dadurch so groß geworden, daß jene vielen Einzelgehöfte in sie aufgingen, durch ονομαρχίας, wie auch ein Theil unserer Städte durch gleiche ονομαρχίας entstanden ist, indem sich mehrere Dörfer durch Eine Ringmauer vereinigten: so Helmstedt, das noch in seinen Straßen, so um dieselbe Zeit Braunschweig, das in den „Bauerschaften“ die Spur dieses Ursprungs noch bis auf diesen Tag erhalten hat.

Die vielen auf —rode ausgehenden Namen dicht um die Stadt herum (Masche-

roth, Meinolfesroth, Gliesmoderoth, Ibanroth, Winnenroth, Fritherikesroth, Meindageroth, Marquarderoth, Ottonroth, Hanroth auf der rechten, Thanquarderoth auf der linken Seite der Oker) zeigen, daß der alte Wald dort schon früh in weitem Umfange urbar gemacht war, namentlich auf der rechten Seite.

Hier, im alten Darlingau, im Halberstädter Sprengel, lag die Villa Brunswik, theils den Brunonen gehörig, theils von freien Eigenthümern bewohnt, wie der Hatheguard war, welcher 1031 hier die Magnikirche baute und sie mit zwei Hufen Landes fundirte, die er vom Grafen Rudolf zu Lehen trug. Nördlich von ihr war ein „Hagen vull brokes, husche, wische, garden, homhoven“ wie Botho ihn noch viel später beschreibt; südlich der Berg, wo hundert Jahre später das Egidienkloster sich erhob, auch brunonischer Grund und Boden, damals noch „waldig und einsam;“ von seinem Fuße bis zur Oker mit ihren Werbern, derzeit noch viel breiter und wasserreicher, ein „Bruch“ voll Ellerengebüsch, durch den erst Jahrhunderte später ein „Damm“ und ein „Bohlweg“ gelegt wurde. Die Villa mag ziemlich groß gewesen sein, wenn wir aus dem Bau einer Pfarrkirche mit siebzehn Filialen schließen und vielleicht auch dem Worte Wik die oben erwähnte Deutung geben dürfen. Anfänglich müssen auch die Brunonen hier gewohnt haben; denn schon Ludolfs Vater, und vielleicht noch ältere vor ihm, hießen Grafen in Brunswik, noch ehe dies die ganze Stadt bezeichnete. Eine Erinnerung daran mag der Name des „Herrendorfes“ enthalten. Befestigt ist sie erst durch Kaiser Otto IV.

Auf der andern Seite der Oker, welche hier die Scheide zwischen Ostfalen- und Darlingau- so wie zwischen dem Hildesheimischen und Halberstädter Sprengel bildet, lag von Eisenhüttel bis dicht vor die Stadt Brunonisches Gut, auf dem später das Cyriaksstift gebaut wurde. Der Grund und Boden der Stadt selbst aber und ihre Feldmark war nicht brunonisch, sondern muß entweder einzelnen Freisassen oder den alten Grafen von Delsburg gehört haben, welche letzteren auch Steberburg und viel Land dicht um Brunswik herum besaßen. Denn der ganze große Zehnten vor der Stadt, d. h. natürlich nur diesseits der Oker, gehörte von Anfang an dem Kloster Steberburg, welches die einzige Tochter des letzten Grafen von Delsburg,

Friberundis, die letzte ihres Stammes, mit ihrem gesammten Erbgute gründete, nachdem sie dies zuvor nach Bischof Bernwards Rath der heiligen Jungfrau auf dem Hochaltar in Hildesheim dargebracht und dadurch der Hildesheimer Kirche die Rechte des Stifters abgetreten hatte. Dafür wird sie unter andern auch jenen Zehnten ihrem Kloster erworben haben, den Bernward sonst grundsätzlich niemals weggab, ihr aber um so eher überlassen konnte, wenn das Zehntland ihr Eigengut war. Es ist ganz glaublich, daß hier, wo die alte „Reichsstraße“ vom Rhein nach Bardowik und die Goslarsche Straße mit der von Magdeburg kommenden „Kaiserstraße“ zusammentrafen, schon früh Niederlassungen entstanden, und so kann auch Bothos Nachricht von dem sehr frühen Bestehen der Jakobskirche als ältestes Gotteshaus in dieser Gegend vollkommene Richtigkeit haben; wenn gleich sich dann nicht erklären läßt, wie dieselbe unter dem viel spätern Domstifte, und nicht unter dem Archidiaconatsstift Denstorf stand. Ist darüber, und überhaupt über das Alter der Altstadt, noch etwas genaueres zu erfahren, so wird das im Hildesheimer und im Steberburger Archive sein.

In diesem Steberburger Zehntlande mitten inne lagen zwei Besitzungen, deren Zehnten bis 1187 nach Hildesheim gehörte und erst in diesem Jahre vom Kloster zur Arrondirung angekauft wurde: der Hof Gethi, später Geth, wovon vielleicht im Namen der Gethernstraße noch eine Spur ist; und Thanwarderoth, das ausdrücklich als brunonisches Allode diesem Hofe und jener andern Umgebung entgegengesetzt und als mitten inne liegend bezeichnet wird in der Nachricht Gerhards von Steberburg: „Den Zehnten vom Allode des Herzogs in Thanwarderoth, das beim großen Hofe liegt, und von einem Hofe der Gethi heißt, hatte Arnold von Dorstadt und seine Gemahlin Bia vom Hildesheimer Bischofe zu Lehen gehabt. Da nun aber der große Zehnten vor der Stadt dem Kloster Steberburg gehört, so führte Probst Gerhard über diesen mitten inne liegenden Zehnten eine Zeit lang Proceß mit Arnold, und kaufte ihn endlich 1187 mit zehn Mark Silber ab.“ Da dies damals der höchste Preis für eine Hufe Landes war, so muß das Zehntland von Thanwarderoth und Gethi zusammen etwa zehn Hufen betragen haben. Der Name lautet in der Urkunde von 1067 Thonequarderoth, im zwölften

Jahrhunderte Tanquarderode, im dreizehnten Tanquarderode, im vierzehnten und fünfzehnten Dankwerderode. Die Form Tanwordevoerde ist nur ein Schreibfehler der Schrift über die Kirchenstiftung, den Engellus nachgeschrieben hat, und Alles was man darauf über eine uralte Furth an dieser Stelle gebaut hat, zerfällt in nichts.

Nach der allgemeinen Annahme ist Tanquarderode gleich von vorn herein als Burg gegründet. Aber schon Leibniz sagt: aus dem Namen gehe hervor, daß es ursprünglich nicht eine Burg, sondern eine Villa, ein Ackerhof eines Tanquard auf urbar gemachtem Waldboden gewesen sei, woraus erst später eine Burg wurde. Wann dies geschah, und ob sie zusammen mit Hornburg, Werla, Schladen, Heiningen, Dorstadt, Wulfersbutele, Stidieraburg und Sceverlingeburg, die alle castra heißen, eine zusammenhängende Landwehr gegen die Ungarn bildete, ist mit Sicherheit nicht mehr zu ermitteln.

Eine Kirche in der Burg „buwede herzog Danckwart dar in de ere sunte Peters“ nach der Hettlingschen Chronik, auf deren Zeugniß aber Niemand etwas geben wird; denn nicht einmal Botho weiß etwas davon. Herr Dr. Dürre sagt freilich, Kaiser Otto habe vor der Burg eine hölzerne Kirche erbaut, die 1012 vom Blitze zerstört sei; wobei er sich auf Botho beruft. Botho erzählt das auch, aber erzählt es — von Magdeburg! Wir wissen daher von keiner Kirche hier, vor der, welche Bischof Godehard weihte. Ueber diese sind zwei Urkunden erhalten, die schon Scheid in den Origin. Guelficis abdruckte, ohne daß sie seitdem beachtet sind. Sie sind in dem prachtvollen Plenarius des Propstes Abelold im blasianischen Reliquenschreine zu Hannover von zwei Händen des elften Jahrhunderts, die eine vorn, die andere am Ende eingetragen, wie man das bei besonders wichtigen Nachrichten gern that, um ihre Erhaltung zu sichern; und der ausgezeichneten Gefälligkeit des Herrn Senators Culemann, der mir das Buch selbst nach Wolfenbüttel brachte, verdanke ich, daß ich sie im Original habe einsehen und mich überzeugen können, daß die Schrift wirklich gleichzeitig ist. Die am Ende lautet also:

Der Hochaltar ist geweiht vom seligen B. Godehard von Hildesheim, zu Ehren unsers Herrn Jesu Christi, und des h. Kreuzes, und der h. Jungfrau Maria, und des h. Johannes des Täufers, und der Apostel Peter und Paul, und der h. Märtyrer Blasius, Pantaleon, Cosmas, Damianus, Tiburtius und vieler anderer Märtyrer Bekenner Jungfrauen.

Der nördliche Altar ist geweiht von demselben Bischof Godehard, zu Ehren der h. Maria, Cäcilia, Benedicta, Margareta, Juliana, Verena, und des Märtyrers Pancratius u. a.

Der südliche Altar ist geweiht vom hochwürdigen B. Sunold von Merseburg, zu Ehren der h. Märtyrer Stephanus, Sixtus, Donatus, Bonifazius, und der h. Bekenner Anastasius, Othelricus u. v. a. M. B. J.

Der Altar inmitten der Kirche ist geweiht vom hochwürdigen B. Hecelin von Hildesheim, zu Ehren unsers Herrn Jesu Christi, und des allerstreichlichsten Kreuzes, und der h. Jungfrau Maria, und der h. Apostel Johannes und Jacobus, und der h. Märtyrer Abdon, Sennes, Johannes u. v. a.

Der Altar in der Nordseite des Klosters ist geweiht von dem hochwürdigen Bischof Bruno von Minden, zu Ehren der h. Märtyrer Clemens und Marcellus, und der h. Bekenner Martinus, Briceus, Willibrord u. v. a.

In der Südseite des Klosters ist der Altar geweiht von demselben B. Bruno, zu Ehren der h. Mauritius, Cassius, Florentius, Gereon, Victor, Georg, Christoph, Theodor u. v. a. M. B. J.

Die Kapelle in der Südseite des Thurmes ist geweiht von demselben B. Bruno, zu Ehren des h. Erzengels Michael, und der h. Jungfrauen Gertrudis, Scolastica, Mathalberta u. v. a. M. B. J.

Die Kapelle in der Nordseite des Thurmes ist geweiht vom hochwürdigen B. Folschward von Brändenburg, zu Ehren des h. Erzengels Gabriel, und der heiligen Märtyrer Gervasius, Protasius, Georg, und des h. Bekenners Jacobus, und der h. Jungfrauen Emerenciana, Walburgis, u. v. a. M. B. J.

Die Kirche hatte also drei Schiffe und vier Altäre. In der Apsis des Hauptschiffs stand der Hochaltar, dessen Hauptheilige oder „Hövetherren“ Johannes der Täufer, Peter und Paul und Blasius waren, letzterer der Hauptpatron, von dem die Kirche schon in den Urkunden von 1067 und 1157 den Namen St. Blasii führt. In der nördlichen Apsis stand ein Altar der heiligen Maria, in der südlichen des h. Stephanus, und inmitten der Kirche, grade unter dem Triumphbogen, der Altar des allerstreichlichsten Kreuzes. Im Südosten schloß sich an die Kirche das Kloster oder der Kreuzgang, Monasterium genannt, mit zwei Altären, mit der Sacristei, den Wohnungen der Stiftsherren, der Schule und den andern nöthigen Räumlichkeiten im Viereck den Friedhof der Stiftsherren umschließend, auf dem nur diese zu ruhen das Recht hatten, und wer von edelm Geschlechte sich dieses Rechtes durch Vergabung an die Kirche theilhaftig machte. Im Thurme unten waren zwei abgeordnete Bethäuser oder Kapellen, in ältester Weise den beiden Erzengeln als den Helfern aus der Höhe geweiht. Der Thurm selbst ist ohne Spitze, mit einem Satteldache zu denken, wie die Kirche in

Melverode und die Stephanikirche in Helmstedt noch jetzt haben; eine uralte ehrwürdige Form, die man nicht aus moderner Neuerungssucht zerstören sollte, wie man das in Helmstedt willens ist. Mit letzterer theilte er auch die seltene, und in unserm Lande soviel ich weiß einzige Eigenthümlichkeit, nach außen keine Thür zu haben.

Unter dem Hochaltare lag eine Krypte, „die Kluft,“ deren die obige Urkunde freilich nicht erwähnt, die wir aber aus einer Erzählung der Pölder Annalen kennen lernen. Ein alter Stifftsherr nämlich, der für seinen Verwandten, den 1152 gefallenen jungen Grafen Lüdiger von Wöltingerode viele Seelenmessen las, und gern gewußt hätte, wie es um dessen Seele stände, schlief eines Nachts, als er in der Krypte saß, über dem Vigilienlesen ein. Da sah er einen Mann, der unter dem Arme ein Buch trug, und auf die Frage: „Wer geht hier Nachts in den Winkeln um?“ zur Antwort gab: er sei Lüdiger, und es sei ihm zu kommen erlaubt, um den Wunsch seines Verwandten zu befriedigen. Auf die Frage: was er da trüge? sagte er: einen Menarius. Als sein Verwandter nun fragte: „Was hilft dir das Meßbuch, da du nicht lesen konntest?“ erzählte er: „er sei auf einem Kriegszuge in ein armes Dorf in Franken gekommen und dort freundlich beherbergt. Die Leute darin hätten mit Mühe und Noth der h. Jungfrau eine Kirche gebaut, nun aber nichts mehr gehabt, um ein Meßbuch zu kaufen. Da sie nun hörten, daß er eines sächsischen Grafen Sohn sei, baten sie ihn, daß er ihnen helfe; sie wollten die h. Jungfrau immer anrufen, daß sie das Meßbuch, wenn er einmal in Nöthen sei, ihm zum Heil werden lasse. Weil er nun nichts bei sich hatte, so setzte er einen von seinen Leuten einem dortigen reichen Manne zum Pfande, wofür der dreißig Schillinge hergab — so viel sollte das Buch kosten — und brachte es demüthig auf dem Altare der h. Jungfrau dar. Als er nach Hause gekommen, habe er das Geld geschickt und seinen Verpfändeten ausgelöst; und weil nun die Zeit gekommen, wo er Rechenschaft ablegen müsse von seinen Thaten, da habe die h. Jungfrau ihm das Meßbuch zum Schilde gegeben, daß, wo der böse Feind sein Recht an ihm suche, er ihm das Buch vorhalten und so seinen Schlingen entgehen möge.“

Die Zeit der Erbauung wird nirgends angegeben. Botho berichtet sie bei Gelegenheit

des Jahres 1030, aber ohne sie in dies Jahr zu setzen: „do sulvest wigede sunte Godehard sunte Drikes kerken in Brunswik, unde wigede de kerken upp Dankwarderode by Brunswik, de marggreve Ludeloff gebuwet hadde, in de ere sunte Peter unde Paulus, unde satte dar Canoniken.“ Die Pergamenttafel vom Jahre 1515 schreibt dies so ab: „Anno 1030 is de kerke Dankwarderode in de ere der h. Apostoli Petri unde Pauli gewihet worden von Godeharde.“ Diese ganz willkürliche Zahl ist seitdem allgemein angenommen. Mit Sicherheit aber läßt sich nur das sagen, daß bei Lebzeiten Godehards (1022—1037) wenigstens der Chor und die Apsiden vollendet waren, also auch die Krypte, und wohl auch die ganze Kirche, mit Ausnahme etwa des Thurms und des Klosters. Die übrigen Altäre sind erst nach seinem Tode geweiht, wahrscheinlich weil es anfangs zu ihrer Fundirung an Gelde fehlte, wie denn überall die Errichtung der Nebenaltäre in allen Kirchen erst sehr langsam und im Laufe mehrer Jahrhunderte geschah, niemals gleich bei der Gründung. Den Altar des h. Kreuzes weihte B. Hezelin (1044—1054), den in der südlichen Apsis Hunold (1040—1050), den unter der Nordseite des Thurms Folchward († 1068), den unter der Südseite und die beiden im Kloster Bruno (1039—1055); also war bis zum Jahre 1055 Alles geweiht.

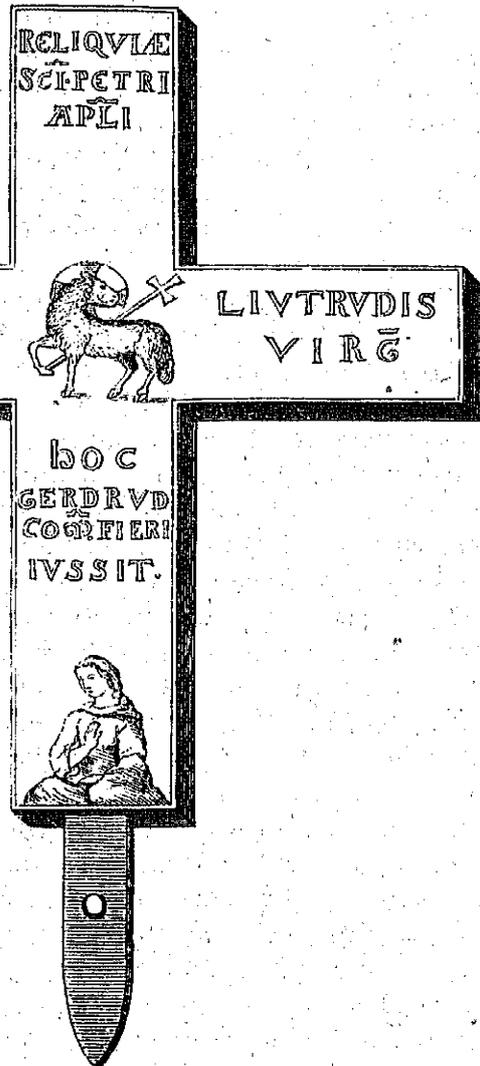
Den Gründer der Kirche kennt schon die Reimchronik nicht mehr:

Wer daz da hätte gesticht,
dhes bin ich umbericht.
Doch han ich dhes nicht vordaget,
ich ne han is vil gebraget
Wise lute, dhe an buchen
iz vil begunten suchen,
Daz se is zo funde quamen.
nicht me se darab vornamen,
Als ich ouch selben sach,
dha mir de scripht so sach,
We von Gildensheim hyscoph Godehart
(dher zo Gote tete sine vart
Dhusent jar nach finer bort
und achtunddrizig, han ich gehort)
We her wigete, dez ist war,
dhes gestichtes hoheste althar,
Daz ja Tanquarderode sach,
aldha houbetherseaph plach
Dhe zwo, Petrus und Paulus.
Wer iz gestichtet hatte sus
Dhes kan ich uf nicheyne funde komen.

So hatte schon damals der Glanz der Schöpfungen Heinrichs des Löwen die frühere Erinnerungen verdunkelt. Bartold von

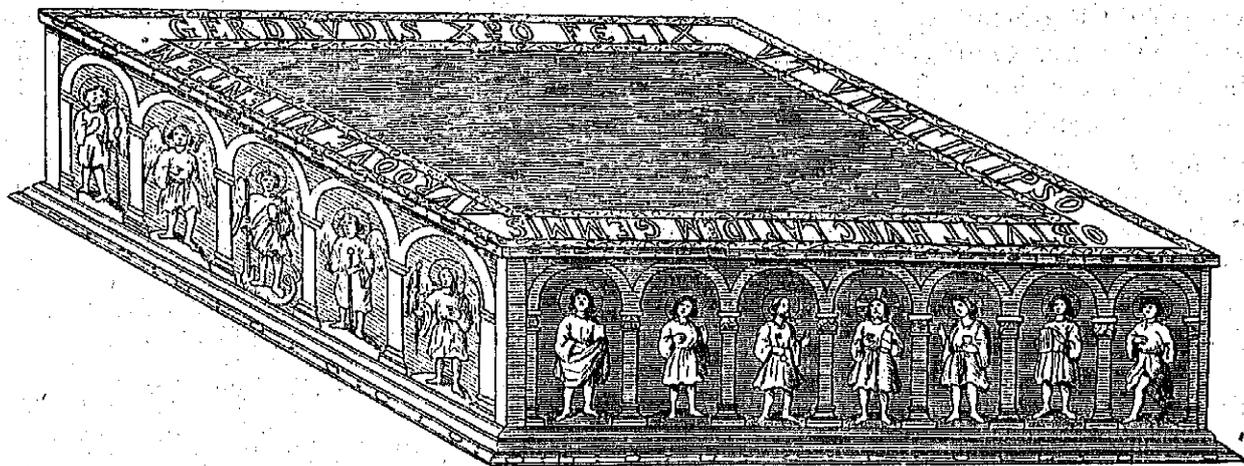
St. Egidien meldet: „Egbrecht Ludolfs sone unde de provest Adoroldus hebben buwet de olden kerken in der borch, unde dat altar sunte Petri; unde sunte Godehardus, sprickt me, hebbe se sulves gewiget, na Cristi bord 1038 jar.“ Botho allein nennt den Grafen Rudolf, nur aus Vermuthung, weil der damals die Burg besaß. Aber Rudolf hatte darin weder seine Grabstätte, noch Memorien und Seelenmessen, was doch eine Sitte und ein Hauptzweck aller solcher Gründungen war. Er wird also schwerlich der Gründer sein.

Im Jahre 1668 hob man in der Krypte eine lange Steinplatte auf, unter der sich in einem schlichten Steinsarge die Reste eines Leichnams fanden, in schwarzer Kleidung, nebst einem Bleitäfchen mit der lateinischen Inschrift: „Hier ruht Gerdrudis, Christi geweihte Magd 21. Juli.“ Diese hat man bis auf die neueste Zeit für Heinrichs des Löwen Eltermutter gehalten, welche 1117 nach der Reichschronik, der Hettlingschen Chronik, Botho und der Pergamenttafel des Doms hier begraben war. Aber die starb am 9. December, kann also nicht die am 21. Juli gestorbene sein, sondern muß noch irgendwo im östlichen Theile der Gruft verborgen ruhn. Am 21. Juli aber entschlief im Jahre 1077 nach dem urkundlichen Zeugniß des blastanischen Memorienbuchs, nach neununddreißigjährigem Wittwenstande ihre Großmutter, Grafen Ludolfs Gemahlin Gerdrudis. Für diese wurden an dem Tage alljährlich von den zwanzig Chorherren der ältesten Stiftung Vigilien und Messe gesungen, und zwar in der Krypte, wo demnach ihr Grab sein muß. Diese also ist es, deren Steinsarg jetzt noch zwischen den Fürstensärgen steht, die erste

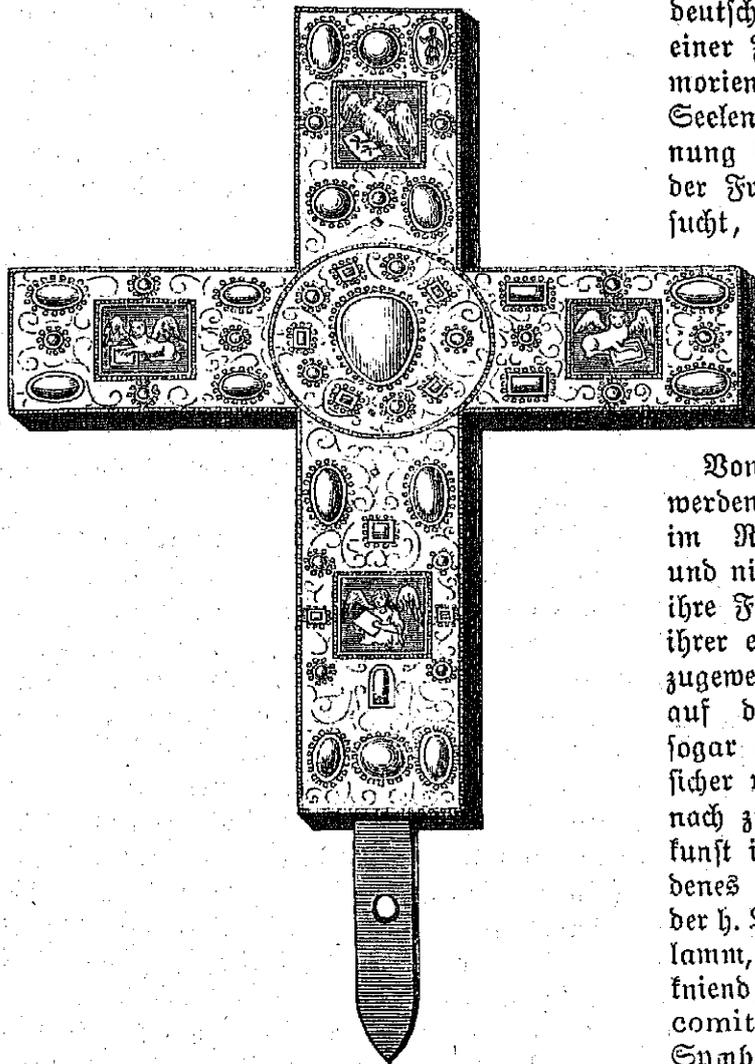


Goldenes Kreuz mit Reliquien. Vorderseite.

dieses Namens im brunonischen Hause, und die erste die im Dome bestattet ward. Sie dürfen wir daher wohl als die eigentliche Gründerin des älteren Stiftes ansehen, wenn auch vielleicht neben Rudolf, so wie Heinrichs des Löwen Gemahlin Mathilde im Memorienbuche Gründerin des neueren Domes heißt.



Reliquienkästchen.



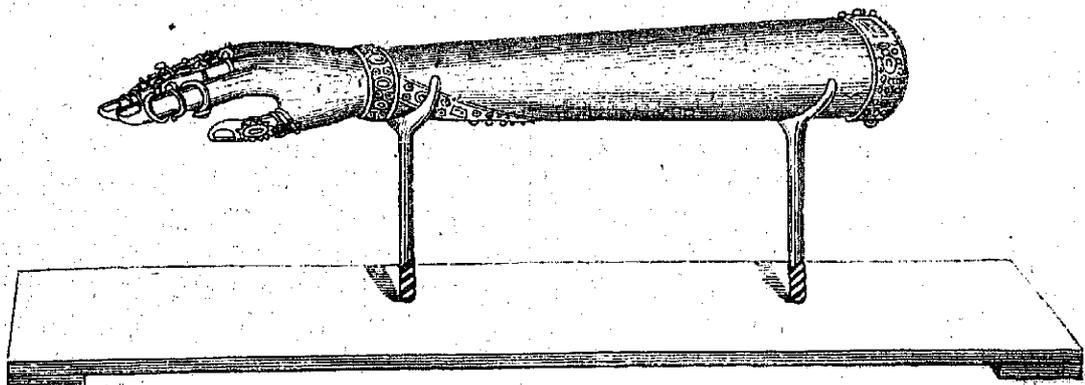
Goldenes Kreuz mit Reliquien. Rückseite.

Aber während das Grab der Königstochter noch jetzt an ursprünglicher Stätte ungestört in frischer Schönheit sich erhebt, steht der Sarg der Ahnfrau des brunonischen Hauses aus seiner Gruft gerissen, vergessen und verkannt.

Aber nicht bloß für sich gründete Gertrudis in ihrer Kirche Gebete und Seelenmessen; sie hat auch noch ein Gedächtniß aller Seelen hier gestiftet, auf den 29. September. Die Kirche führte dies schöne Fest erst lange nachher ein; und so wird Braunschweig, in Nord-

deutschland wenigstens, wohl die erste Heimath einer Feier sein, welche nicht, wie die Memorien für das eigene oder der Verwandten Seelenheil oder wie die Schenkungen zur Gewinnung der Fürbitte der Heiligen, in der Form der Frömmigkeit eigentlich doch nur das Ihre sucht, sondern nach Art der ersten Christen das Ihre hingibt für Alle. Und diese Feier gründete hier nicht die Kirche, nicht die Geistlichkeit, sondern der fromme Sinn einer Wittve — der Sinn, der noch in Braunschweigs Frauen lebt.

Von ihr, der Gründerin des alten Stiftes, werden denn wohl auch die ältesten Stücke im Reliquienschatz des Doms herrühren, und nicht erst von ihrer Enkelin Gertrud, die ihre Fürsorge und ihre Gaben vorzugsweise ihrer eigenen Gründung, dem Egidienkloster, zugewendet haben wird. Namentlich die drei, auf denen Gertrud genannt und einmal sogar als „Gräfin“ bezeichnet ist, sind wohl sicher von der Gründerin, und gehören demnach zu den ältesten Werken der Goldschmiedekunst in unseren Landen. Das eine, ein goldenes Kreuz mit Reliquien von Petrus und der h. Eutrubis, zeigt in der Mitte das Gotteslamm, darunter das eigne Bild der Gräfin, kniend, mit der Aufschrift Hoc Gertrud comitissa fieri iussit; auf der Vorderseite die Symbole der vier Evangelisten, umgeben von Filigränverzierungen mit zwanzig echten Perlen und einunddreißig edeln Steinen, worunter sich ein sehr großer Sapphir auszeichnet. Das zweite ist ein Reliquienkästchen mit einer Platte von rothem Stein, offenbar der Hauptreliquie, bedeckt, um welche zwei gereimte lateinische Verse stehen, des Inhalts: „Gertrudis hat Christo, daß in ihm selig sie lebe, diesen Stein dargebracht, von Gold und Edelstein strahlend.“ Die Seiten des Kästchens bilden in erhabener Goldarbeit Bogen von Säulen getragen, zwischen denen



Arm des heiligen Blasius.

an der vordern und hinteren Seite Christus und die zwölf Apostel, an den andern beiden Seiten je fünf Engel stehen, unter denen Michael und Gabriel die Hauptstelle einnehmen, ganz wie die berühmten ältesten christlichen Sarkophage in den Grotten des Vaticans und in Ravenna. Das dritte ist ein Arm von Goldblech, mit zwei Armbändern, mit echten Perlen und edeln Steinen besetzt, an jedem Finger mehrere Ringe; daran die Inschrift: *Brachium sci Blasii hic intus habetur integrum. Gerdrudis hoc fabricari fecit.* Wahrscheinlich gehören noch mehrere Stücke im Schatz zu Hannover hierzu, die keinen Namen tragen und sich nur an der Arbeit erkennen lassen; wie man das jetzt erst wird sehen können, wo die Kunstliebe des königlichen Besitzers den ganzen Kirchenschatz, der reichsten einen die aus dem Mittelalter erhalten sind, ans Licht bringt und der Forschung erschließt durch ein Werk, das an Vollendung von keinem andern noch erreicht ist, an Pracht dem Schatz selber gleichkommt.

Auch an reichgestickten Altardecken und golddurchwirkten Messgewändern, eine Lieblingsarbeit der fürstlichen Frauen jener Zeit, wird Gertrud ihrer Kirche es nicht haben fehlen lassen. Aber nichts von ihr ist dem Dome geblieben. Die Kleinodien wanderten zur Abfindung von Johann Friedrichs Anrecht an Braunschweig 1671 nach Hannover; die Bleitafel aus ihrem Sarge ist ins Museum gekommen; und der Arm des h. Blasius, dies Palladium der Welfenfürsten, das sie, wie die Kaiser die heilige Lanze in den Schlachten des Reichs, auf ihren Kriegszügen immer mit sich führten, um über seinen Reliquien im Lager Messe zu hören und in der Schlacht an der sichtbaren Gegenwart des Schuttpatrons ihres Hauses und seines „starken Arms“ sich zu stärken — der steht ebenda mit den Leuchtern, die vor tausend Jahren der Ludolfinger Andacht auf Wandersheim's hohen Altar weihte, beides einst im Dienst des Herrn, an geweihter Stätte, von Fürst und Volk in Andacht angeschaut vor dem strahlenden Heiligenschein, jetzt im Maritätenschränke mitten zwischen Anticaglien und Limousins, zwischen Schüsseln und Tellern der Renaissance und gedörrten Köpfen neuseeländischer Wilden.

Ein einziges Stück nur aus der alten Stiftskirche ist im Dome geblieben: ein Holzbild des Gekreuzigten in übermenschlicher Größe, etwa zehn Fuß hoch, den Heiland darstellend in der ältesten Weise, wie sie

selbst im zehnten Jahrhundert selten mehr vorkommt. Er ist häßlich von Angesicht, nach der Weissagung vom Messias Jes. 52, 13: „daß sich viele über Dir ärgern werden, weil seine Gestalt häßlicher ist denn anderer Leute, und sein Ansehn denn der Menschen Kinder.“ Bart und Haupthaar sind in lange steife Flechten gewunden, wie Weiberhaar. Die ganze Gestalt umhüllt ein langer Aermelrock ohne Rath, die *tunica talaris et manicata*, aus dem nur Hände und Füße, beide auffallend lang und mager, hervorragen. Ein roher Gürtel hält ihn um die Hüften, auf dessen beiden herabhängenden Enden der Künstler seinen Namen eingeschnitten hat, **IGERVARD** auf dem einen, **ME FECIT** auf dem andern, in Buchstaben, deren Form dem zehnten oder spätestens dem elften Jahrhundert angehört. Das Verdienst der Entdeckung dieser Inschrift gebührt Herrn Maler Neumann in Braunschweig, der sie zuerst bemerkt und uns gezeigt hat.

Schon vor Jahrhunderten war diese uralte Darstellung des Heilandes dem Volke unverständlich geworden. Da bildete sich, offenbar durch die langen Haarflechten, den Weiberrock und die Häßlichkeit der Gestalt, die Sage von der Jungfer Gra oder der h. Kümmeriß, die eine bildschöne Königstochter gewesen sei, und um den Nachstellungen ihres Vaters zu entgehen, zu Gott gebetet habe, sie so häßlich zu machen, daß Jedermann sich vor ihr entfegte — eine Sage, welche sich ähnlich von Kaiser Heinrichs IV Schwester in Queblinburg findet. Davon hieß die Krypte insgemein die Kluft der h. Gra, weil in ihr das Bild vor Zeiten an einer Kette an der Mauer hing. Hier hat es noch im vorigen Jahrhundert Brückmann gesehen und in seinen Reisebriefen besprochen und recht gut abgebildet. In unserm Jahrhundert ist es von da weg in ein Gewölbe unterm Thurme gebracht, wo die Liebe unserer Zeit für kirchliches Alterthum und der Kunstsinne unserer Tage dies älteste Werk der Holzschnitzkunst vielleicht in ganz Norddeutschland, hochehrwürdig durch Gegenstand und Alter, und doppelt merkwürdig für Braunschweig, dessen ältester Künstlername sich darauf findet, bis vor wenig Wochen in einem Winkel stecken ließ, wo es mit Töpfergeschirr und altem Holzwerk jede Messe von Neuem bis an die Brust umpackt wurde, während doch schon vor Jahren Dr. Schiller in seiner Schrift über Braunschweigs Archi-

tektur daran erinnert hatte, ohne jedoch sein Alter und seinen Werth zu erkennen. Durch diese Schrift aufmerksam gemacht, suchte ich es letztes Frühjahr in jenem Gewölbe auf, und erlangte, daß es wieder ans Licht gezogen wurde. Jetzt soll vorgeschlagen sein, es in einem Schranke auf dem hohen Chore aufzustellen. Das scheint uns kein glücklicher Gedanke, ein Krucifix von übermenschlicher Größe, nur für Kirchenwände berechnet, in einen engen Raum zu bringen, wie er ganz passend sein mag für kleine Bilder und Geräthe, die gegen die Größe der Kirche verschwinden; kein würdiger Gedanke, das Bild des Herrn zusammen mit allerlei Alterthümern in einen Schrank zu schließen, der für eine Sammlung von Merkwürdigkeiten passen mag, aber nicht für einen Dom. Und ein Bild, vor dem die Stammväter unseres Fürstenhauses sich in Andacht neigten, vor dem Braunschweigs Bewohner Jahrhunderte hindurch auf den Knien Trost im Gebete gesucht und Frieden gefunden haben, das sollte ihre Enkel in der Andacht stören, sollte nur Spott und Ekel in ihnen erregen können?

Von dem spätern Zustande der alten Stiftskirche haben wir nur zwei Nachrichten. Die älteste ist die Urkunde im Anfange von Abelolds Plenar, welche in den Ausgang des Jahres 1067 gehört:

Rund sei Gegenwärtigen und Zukünftigen, wie der Propst dieser Kirche in Thonguarderoth, Athelold, unsern Schutzherrn S. Johannes dem Täufer und S. Blasius nachfolgende Güter übertragen hat, durch die Hände unserer Frau Gerdrudis und durch die Hände Herrn Markgrafen Egberts des ältern und seines Sohnes: als in Furnihusun 20 Hufen, die er von der Gräfin Cristine gekauft hat um 100 Mark; und in Gethliti 6 Hufen, die er von dem edlen Manne Hilderic und seinem Sohne um 24 Pfund gekauft hat, und in Sicuri 4½ Hufen, die er um 12 Pfund gekauft hat, und 3 Hufen in Britthi, die er von freien Leuten um 9 Pfund gekauft hat, und in Riecht 1 um 3 Pfund, in Cavenheim 1 um 2 Pfund, in Lenthorp 1 um 4 Pfund von einer freien Frau und ihrem Bogt, und in Egganrothe 1 um 1 Pfund, und in Ibanrothe 1 um 16 Schilling. Von.....

Diese Urkunde hat ein drolliges Mißverständnis erregt. In dem Memorienbuche heißt es nämlich gegen Ende März: „1100 starb der Priester Abeloldus, Propst unsrer alten Kirche. Er gab unsrer Kirche mehr als hundert Hufen, und an Büchern, sowohl geistlichen als gelehrten, mehr als 50, und obendrein einige Kapellen.“ Dies ist aus der obigen Urkunde geschöpft; der Schreiber

hat aber die Pfunde (cum libris) in denselben für Bücher (libri) genommen, und daraus eine, damals allerdings beträchtliche Bibliothek gemacht! Dasselbe erzählt, aus diesen beiden Quellen, die Reimchronik; und so ist lange an diese erste Büchersammlung in Braunschweig geglaubt. Aber obgleich dieser Ruhm ihm nicht zukommt, so ist doch Athelold durch seine reiche Vergabung an Gütern ein so großer Wohlthäter der Kirche geworden, daß er bei seinem Tode 1100 in ihr sein Grab und eine jährliche Gedächtnisfeier erhielt, und später sogar für ihren Mitstifter gehalten ist. Nach ihm wurde noch die jüngere Gerdrud hier im Jahre 1117 bestattet; sonst wird weiter kein Grab darin erwähnt.

* * *

So fand Heinrich der Löwe das alte Stift, als er in zarter Kindheit in sein mütterliches Erbe kam. Daneben erhob sich zu St. Cyriaci seit etwa 1068 ein zweites Chortherrnstift, und auf dem Köpseberge seit 1115 das erste Kloster dieser Gegend, St. Egidien, von Benedictinern bewohnt, beide brunonisches Stammgut; von Gemeindefkirchen aber St. Jacobi, ungewissen Alters, St. Magni 1031 geweiht, St. Ulrici zwischen 1022 und 1038, und St. Michaelis 1157, wozu Heinrich selbst noch St. Katharinen, St. Petri, St. Pauli hinzufügte, wahrscheinlich auch St. Martini. Es fehlte also nicht an Gotteshäusern, weder den Umwohnern noch dem Fürstenhause.

Aber die Kirche, die für die Grafen von Brunswik groß genug gewesen war, genügte nicht mehr, als der mächtigste Fürst des Reichs, der in seiner Hand die beiden größten Herzogthümer vereinte, hier Hof hielt und in seinem Stammsitze bald die Gesandten des Morgenlandes empfing, bald den Kaiser des Abendlandes bewirthete. Wir können uns die Pracht der Feste in der Hohenstaufenzeit nicht groß genug vorstellen, wo hunderte vornehmer Gäste mit ihrem Gefolge den obersten Lehnherrn zur Kirche geleiteten; wo der Sinn der Zeit verlangte, daß beim Hochamte die höchste Pracht entfaltet wurde, und das ganze Gefolge, so zahlreich wie möglich, zusamt einer großen Geistlichkeit im Dome Platz fand; wo Reichstage und Landtage, Friedensschlüsse und Sühnen, Ritterschlag und Wehrhaftmachung, Empfang von Gesandtschaften und fast alle öffentlichen

Handlungen dort vor sich gingen; wo bei dem Mangel der heutigen Theater, Opern und Concerte, die Kirchen vom ganzen Volke als der rechte Ort zu möglichster Prachtentfaltung und Schaustellung betrachtet und behandelt wurden; wo endlich ein feierliches Leichenbegängniß und zahlreiche Seelmessen für so nothwendig galten, daß wer es irgend vermochte, mit großen Stiftungen sich dies „Andenken und Ruhe der Seele“ zu sichern suchte. Dann belebte sich schon vor Tagesanbruch der stille Dom. Das Grab des Stifters strahlte im Schimmer vieler Kerzen, wie sonst nur der hohe Altar; sein Geschlecht sammelte sich umher mit allem Lehnsfolge, für seine Seele zu beten, während eine zahlreiche Geistlichkeit in golddurchwirkten Gewändern, Vigilien und Memorien singend, im feierlichen Schritt die Gruft umzog, und das Volk sah und fühlte, wie seine Großen auch nach dem Tode noch hohen Vorzugs und mächtiger Hülfe zur Seligkeit sich erfreuten. So mochte Heinrich, der Enkel eines Kaisers und Gemahl der Enkelin einer Kaiserin, der Schwiegersohn und Schwiegervater von Königen, der, schon der Mächtigste im Reiche, noch nach Höherem trachten durfte, sich nicht begnügen mit der Gruft in einer engen, niedrigen Stiftskirche, die er nicht einmal selbst erbaut hatte, während so viele seiner Ahnen, weit weniger mächtig als er, in ihren eignen Stiftungen ruhten. Darum beschloß er einen neuen Dom zu bauen, nicht zum täglichen Gottesdienst, sondern nur zum Mausoleum, zur Grabstätte und Gedächtnißfeier für sich und seinen Stamm.

Schon Augustus, der erste der Cäsaren, von dem das ganze Mittelalter den Ursprung und die Traditionen des Kaiserthums in ununterbrochener Reihe ableitete, hatte sich und seinem Hause ein eignes Familiengrab errichtet, das nachher im wundersamen Wechsel Festung, Garten, Brandstätte von Todtengebeinen und jetzt Theater geworden ist. Constantin, der erste christliche Imperator, wie er sich eine neue Hauptstadt baute, schuf auch eine neue Form der Kaisergruft: die Grabkirche der zwölf Apostel. Karl der Große, der erste Kaiser des Abendlandes, gründete in gleichem Sinne das Münster in Aachen, das auch in der Form ganz abweichend von der gewöhnlichen Kirchengestalt, den eigentlichen Typus für Grabkirchen, den Rundbau, annahm. Nach ihm haben viele Kaiser sich

solche Gräber gebaut; und zwar waren dies immer sogenannte Domstifter mit Chorherren, weil der Hauptzweck war, für die Memorien und Anniversarien genügend und fürstlich zu sorgen. Viel seltner waren es Klöster. Von den Herrschern ging dies auf die andern Großen über; und wer nicht selbst eine Kirche bauen konnte, der sorgte durch Vergabungen an schon stehende für einen Platz im Kreuzgange, oder wenigstens für jährliche Seelmessen, wenn auch sein Leichnam selbst nicht in der Kirche ruhen konnte. So steht, in Beziehung auf die Gräber, die christliche Welt in gradem Gegensatz zu der antiken, nicht bloß der griechischen und römischen, sondern auch der altgermanischen.

Als die Sachsen durch Karl den Großen bekehrt waren, nahmen auch sie mit merkwürdiger Schnelligkeit dieselbe Neigung an, wenigstens die Großen; und mag dies nicht eins von den unwirksamsten Mitteln gewesen sein, die neue Lehre zu befestigen. Wittelkind selber stiftete sich zum Grabe in Engern eine Kirche, die er dem heiligen Dionysius weihte (wie die Gruft der Frankenkönige bei Paris), und mit Kanonikern besetzte. Sein Sohn Wichrecht baute Wildeshausen im Bremischen, auch für Kanoniker, wo er und sein Sohn Walbrecht begraben sind; sein anderer Sohn Bruno dagegen wieder in Engern. Dessen Sohn Ludolf gründete Ganderheim, wozu er sich aus Rom die Reliquien holte, und wo er mit seiner Gemahlin Oda sein Grab hatte und seine Töchter Aebtissinnen wurden. Sein Sohn Otto stiftete sich zur Ruhestätte das Benedictinerkloster St. Michaelis in Lüneburg. Von seinen Nachkommen ist dort keiner begraben, wohl aber sein Nachfolger im Herzogthum, Hermann Billung, mit allen seinen Nachkommen bis auf den letzten Herzog Magnus, den mütterlichen Urgroßvater Heinrichs des Löwen. Ottos Sohn König Heinrich I gründete sich, wie sein Großvater Ludolf gethan, eine neue Gruft in Quedlinburg, wo seine Tochter die erste Aebtissin wurde. Otto der Große baute in Magdeburg, seiner Schöpfung, sein Grab für sich und Editha; aber der Erneuerer der Kaisermürde begnügte sich nicht mit einem Probst und Kanonikern wie seine Vorfahren; ein Erzbischof sollte für ihn Seelmesse lesen, ein Erzstift über seiner Gruft sich erheben. Sein Sohn Otto II fand sein Grab, ehe ers gedacht, an der Schwelle von St. Peter; Otto III, Deutschland und alter Sitte ab-

gewandt, in Aachen bei den Gebeinen des großen Karls; erst der letzte Kaiser dieses Hauses, Heinrich II, ruhte im selbstgegründeten Dome zu Bamberg. Aus demselben Stamme baute sich Herzog Otto in Nordheim eine Gruft bei St. Blasien; seinen Sohn Grafen Heinrich den Dicken begrub dessen Wittwe Gerdrud, die Brunonin, in seiner Stiftung Bursfelde.

Wo die ersten Brunonen ruhen, ist nicht bekannt. Ludolfs Grab wußte schon die Reimchronik nicht mehr zu nennen; seine Wittwe Gerdrudis schläft in ihrer Gründung, dem alten Stifte. Sein Sohn Gebert I starb auf der Rückkehr von Goslar; aber

Wa her si gegraben,
 swer dha me wil ab haben,
 Dhem kan ich is neheyne wege geben.
 An eyner stat sach ich gescreben,
 Dhes ich doch volge nicht,
 daz disse marchrebe Gebriht
 Sette gestichtet daz gotteshus
 uph dhem berge sente Cyriacus.
 Dhe redhe willig gar nider slan,
 went ich werliche vornomen han,
 Daz her sin sone were,
 dher da was stichtere.
 Als uns seyt me dhan cyn scripht,
 dhe uns nennet den alden Gebriht
 und dhen jungen sunder underseeyde nicht.

Einem so bestimmten Ausspruche wird die andere Meinung, der auch Botho und die Hettlingsche Chronik folgen, wohl nachstehen müssen, und sein Grab bei dem seiner Mutter im alten Stifte in Thancquarderode zu suchen sein, wo er auch am 8. Januar eine Memo-rie hatte. Sein kriegerischer Sohn Gebert II, der letzte seines Stammes

stichte ouch hi zo vorn
 Und richtete daz goteshus
 uph dem Berge sente Cyriacus.

— — — — — und ward getragen
 In sin eigen, daz er hatte gesticht.
 da wort de marchreben Gebriht
 Wil herlichen gegraben.
 sine sele got muze haben.
 Auch han ich vornomen,
 daz unlanges were vullen tomen
 Da vor daz gestichte.

Nach der Zerstörung von St. Cyriaci durch die Braunschweiger sind seine Gebeine, die noch die tiefe Spur des Mordes zeigten, 1689 in der Krypte des Doms beigelegt, wo auch seine Schwester Gerdrud im Jahre 1117 bestattet war. So ruhen alle die Brunonen, deren Grab wir kennen, hier an Einer Stelle zusammen, unter den spätesten Enkeln ihres Geschlechts. Gertruds Tochtermann, Kaiser

Lothar, der letzte der Süpplingenburger Grafen, schuf sich eine eigne Gruft in Königs-lutter, dessen zweiter Stifter er war; da ruht er mit Richenza und dem Gemahl ihrer Erbtöchter, dem Welfen Heinrich dem Stolzen. Wie dieser, so wählte sein Sohn Heinrich der Löwe zu seiner Ruhestätte nicht die alte Erbgruft seiner Väter in Altorf, sondern er erbaute sich eine neue in der Stammburg seiner mütterlichen Ahnen, in Tanquarderode.

Dieser Bau hängt enge zusammen mit der Erweiterung der Burg, die aber wie die der Stiftskirche am Ende ein völliger Neubau wurde. Die alte Burg mag sehr enge gewesen sein, vielleicht mehr ein großes Herrenhaus auf dem Landgute Tanquarderode, als ein für den Krieg angelegter Burgsitz. Daher konnte Heinrich IV sie 1090, und Heinrich V 1115, so leicht und ohne Widerstand besetzen (es heißt ausdrücklich nicht „belagern“) und noch 1150 durfte Kaiser Konrad hoffen, sie durch Ueberraschung in seine Gewalt zu bekommen. In Folge hiervon wendete Heinrich allen Eifer auf ihre und der Stadt Befestigung, und vielleicht bekam sie erst jetzt den Burggraben, der aus der Oer am Bavernschen Schlosse vorbei, dann den Papeustieg entlang, neben dem Biewegschen Hause durch, beim Ruhsäutchen-plate wieder in die Oer fiel. Er ist erst 1798 zugeworfen. Ringsum trennte freies Land und Baumgärten sie von der Altstadt und den Wohnungen, aus denen nachher die Neustadt entstand; und weil jener freie Raum ganz eingeschlossen lag von Wohnungen, so hieß das fünfte, späteste Weichbild, das der Herzog dort sich anbauen ließ, der Sack. Südlich vom Burggraben und an der andern Seite der Oer breitete sich schützend Bruch und sumpfige gebüschreiche Niederung aus, da, wo späterhin der Damm und der Bohlweg zusammenstießen, der „Pape-dohnenstieg“ beweist, daß damals mitten in der Stadt noch Jagdgrund war.

Die Burg selbst dürfen wir uns nicht als Ein Gebäude denken, wie die jetzigen Schlösser; ein solcher Herrnsitz war vielmehr, wie die Willen der Alten, wie unsere Landgüter und im größern Maßstabe das Serail in Constantinopel, ein ziemlich regelloser Verein von vielen einzelnen Gebäuden, Gärten, Grasplätzen, Ställen, Wirthschaftsgebäuden u. A., wovon das Ganze auch curia, Hof hieß. Selbst die Wohnräume der Herrschaft lagen nicht unter Einem Dache als Ein Gebäude,

sondern meist in drei Theilen von einander getrennt, als Palas (das alte atrium für Gericht, Spiele, Versammlungen und alles öffentliche Auftreten), Muoshaus (triclinium, Speisesaal) und Kemenate (Frauenzimmer, Kammern und eigentliche Wohnräume). Wo jetzt das Bevernische Schloß ist, lag der Jägerhof, und auf der Stelle des Kadettenhauses der Finckenberg, ein nothwendiges Zubehör aller Herrensitze, woraus in Frankreich und Italien die volières geworden sind. Grade in derselben Lage wie hier in Tanquarderoode, finden wir ihn bei den Schloßern in Goslar, Harzburg und in Wolfenbüttel. Er ist erst 1640 abgetragen. Das Burgthor erhob sich etwa an der Ecke des Biewegschen Hauses; es ist erst 1799 abgebrochen. Neben ihm lag (nach der allgemeinen Regel des Palastbaues, die das Mittelalter vom frühen Orient durch Rom und Konstantinopel in stetigem Zusammenhang überkommen und überall befolgt hat, und deren Spuren erst durch das Eindringen des modernen uniformen Geschmacks verwischt sind) das Gerichtshaus, die Curie, links dem Eintretenden, grade wie im Dogenpalaste an der Porta della Carta der Gerichtssaal, und in Konstantinopel an der „hohen Pforte“ schon in byzantinischer Zeit ein Gebäude für Gericht und öffentliche Verhandlungen mit Gesandten u. dgl. Hier stand noch im Jahre 1569 das Zeichen des Gerichtsbanns, der Roland, auf der Stelle, welche die von Bartensleben zu Lehn trugen und wo 1749 das Pantomimenhauß und 1799 das große Campeische Haus gebaut ist. Bei ihm wurden vom herzoglichen Vogt die Rügegerichte gehegt; beim Löwen erst später.

Von dem Palaste sind die innern Pfeiler vollständig erhalten noch in der Burgkaserne zu sehen. An seiner nördlichen Seite erbaute Heinrich in demselben Jahre 1172, wo er die Stiftskirche abbrechen ließ, die Doppelkapelle zu St. Jürgen und St. Gertruden, wovon diese, die untere, mit einem Propst und zwei Priestern für den Gottesdienst ausgestattet war; die obere, welche zwei Thürme zierten, enthielt die Plätze für den Hof, der durch eine weite Oeffnung im Boden in die untere hinabsah. Man sieht sie abgebildet auf der ältesten Ansicht der Stadt von 1546 in der Wolfenbüttler Bibliothek und auf dem Grundrisse von 1610, auch noch bei Merian; so ist sie also erst nach 1650 zerstört. Die nächste Veranlassung zu ihrer Erbauung war

wohl, daß während des langwierigen Dombaus der tägliche Gottesdienst für die Burg keine Unterbrechung leiden möchte. Allein eben so viel und vielleicht noch mehr Antheil daran hat wohl etwas Anderes. Solche Doppelkapellen sind eigentlich nur in kaiserlichen Pfalzen, so in Nürnberg, in Freiberg, und (an derselben Stelle wie in Braunschweig) in dem nahen Goslar, dessen Kaiserpfalz überhaupt für Heinrich den Löwen ein Reiz zum Wettstreiten gewesen scheint. Heinrich, *dux secularis honoris cupidus*, wie ihn sein Zeitgenosse Helmold nennt, jezt auf dem Gipfel seiner Macht, zeigte sich in Allem gern selbständig und dem Kaiser gleich. Wie der, stiftete er in seinen Erblanden und Eroberungen Bisthümer, was nur dem Kaiser zustand — „denn Bischöfen die Investitur zu geben, kommt allein der kaiserlichen Majestät zu,“ sagt Helmold; endlich erlangte Heinrich dies Recht auch ausdrücklich vom Kaiser. — In seinen Fahnen und auf seinen Münzen führte er nicht, wie alle andern Reichsfürsten, den Adler, Zeichen und Verleihung des Reichs, sondern sein eignes Zeichen, das er sich selber angenommen, nicht verliehen empfangen hatte; und wie Karl der Große in seiner Kaiserpfalz zu Aachen vor der Münsterkirche das Erzbild der römischen Wölfin und auf dem Giebel des Palastes den Adler, die beiden Zeichen der Weltherrschaft, aufgerichtet hatte, so stellte Heinrich in seiner Burg an gleicher Stelle sein Zeichen auf, den ehernen vergoldeten Löwen, ein Symbol nicht seines Amtes, auch nicht der Gerichtsbarkeit, wie man gemeint hat, sondern seines Namens, seiner Macht, seiner Unabhängigkeit auf eigenem Boden, dem angestammten und den sein Schwert ihm erworben. Ein stillschweigendes Gegenstück zu dem Zeichen des Reichs, und zugleich Drohung gegen seine Feinde, Anspielung auf den Namen „Löwe,“ den das Volk ihm gegeben, und auf seinen Stammesnamen Welf, ein Bild der Kraft und königlicher Stärke, ist dieser ehernen Löwe zugleich das älteste Beispiel der Devisen und Wappen, die nachher die Gedanken der Menschen so viel beschäftigt haben.

Auch der Zug ins gelobte Land ist nicht ohne großen Einfluß auf Heinrichs Bauten in Braunschweig geblieben, namentlich was er in Jerusalem sah in der Grabeskirche und im königlichen Palaste dicht beim Tempel Salomonis mit der Kirche Justinians als Schloßkapelle; und noch mehr vielleicht Kon-

stantinopel, wo der Kaiserpalast, der Typus aller Palastbauten des Abendlandes, jene Sophienkirche in sich schloß, deren Erbauer Justinian, dem Mittelalter das Urbild eines Kaisers, bei der Weihe stolz ausrief: „Ich habe Dich besiegt, Salomo!“ Der reiche Schatz von Reliquien und Kleinodien, den der Herzog von dort mitbrachte, war allein schon Grundes genug, um zu seiner würdigen Bewahrung eine eigne Kirche zu bauen; und wiederum konnte kein König sich einen herrlicheren Schmuck und wirksamere Heiligthümer für den Dom über seiner Gruft wünschen, als diese reichen „Unterpfänder des Heiligen,“ die ja zugleich auch als Unterpfänder der Seligkeit galten.

Gleich nach der Rückkehr, 1172, wurde das alte Stift abgebrochen, und im folgenden Jahre der Grund zum neuen Dome gelegt. Bald aber gerieth der Bau durch die Kriege ins Stocken, wie der Dombau in Rzesburg und Lübeck, wozu der Herzog zu jedem jährlich hundert Mark Denare hergab; nun aber ließ er den Kirchenbau liegen, und befestigte dafür Burgen und Städte, wie Arnold sagt. Während Heinrich geächtet mit Mathilden in England war, 1182—1185, wird wohl gar nichts daran geschehen sein. Im Jahre 1188 aber war wenigstens Chor und Kreuz vollendet; denn da wurde der Marienaltar mitten auf dem Chore eingeweiht. Ostern 1189 ging Heinrich wieder nach England. Denselben Sommer starb die Herzogin und wurde im Mittelschiffe beigelegt. Im Herbst kam Heinrich zurück, hatte aber zunächst vollauf zu thun, sein Land wieder zu erobern, wobei 1191 Braunschweig belagert wurde. Erst in den letzten Lebensjahren kam er zur Ruhe, und wandte sich nun eifrig der Vervollendung seiner Kirche zu, namentlich der innern Ausschmückung durch das große figurenreiche Kreuzifix, durch Fußboden, Fenster, Kleinodien und Kirchengewänder; „doch hat er dieselbe, wegen seiner nachmaligen Widerwärtigkeiten nicht nach Wunsch vollenden können,“ fügt Arnold von Lübeck hinzu. „Vierzehn Tage vor seinem Tode, 25. Juli 1195 (erzählt sein Zeitgenosse Gerhard von Stederburg) zog um die neunte Stunde aus Abend ein Gewitter herauf, und ein heftiger Blitz und Donner Schlag entzündete unter dem Bleidache die hölzernen Dachsparren. Der alte Herzog aber auf seinem Krankenlager blieb unter dem allgemeinen Entsetzen seiner Umgebung allein unerschrocken, obwohl das Feuer

grade über seinem Haupte war. Während nun Alle durch einander „Feuer!“ und „Hülfe für den Herzog!“ schrien, kam ein gewaltiger Regen und löschte den Brand ohne menschliches Zutun.“ Bald nachher am 6. August verschied er und wurde mitten im Dome vor dem Kreuze, das er errichtet hatte, zur Rechten seiner Gemahlin feierlich bestattet.

Ueber die Einweihung des Doms ist seltsamer Weise gar nichts bekannt. Gewöhnlich heißt es, sie sei 1194 von Bischof Hermann geschehn. Aber das sagt der einzige Botho: „1163 wart gesat bischopp Herman, unde büsse bischop de wigebe den dom to Brunneswit sunte Blasii,“ ohne ein Jahr zu nennen; das ist erst neueste That. Aber Hermann starb schon 1170, also kann er nicht einmal den Grund gelegt, geschweige die Weihe vollzogen haben. Ihm folgte Adalog bis 1190, dem Berno bis 28. October 1194, dem Conrad. Da aber in einer ungeweihten Kirche weder Messe gelesen noch begraben werden durfte, so muß die Weihe schon vor 1189 geschehen sein, also durch Adalog, der auch 1188 den Marienaltar weihte.

Zu Schutzheiligen soll Heinrich Johannes den Täufer, Blasius und Thomas von Kanterburg genommen und die Patrone des alten Stiftes, Peter und Paul, durch Erbauung der Petrikirche und der Paulskapelle entschädigt haben. Dies ist seit der Reimchronik die allgemeine Ansicht geworden. Aber das alte Stift hatte gar nicht Peter und Paul allein zu Hauptpatronen, sondern auch noch Johannes den Täufer und Blasius. Diese vier sind auf Abelolds Plenar, der auf dem Altar lag, dargestellt nebst der Jungfrau Maria und noch einem unbekanntem Heiligen in Priestertracht; die Urkunde von 1067 nennt „unsere Patrone Johannes der Täufer und Blasius“ und die von 1157 den „Decan von St. Blasius.“ So also hieß schon das alte Stift im gewöhnlichen Leben, vollständiger Johannis und Blasii. Und diese beiden allein standen auch im neuen Dome in Holz geschnitten unter Heinrichs großem Kreuze, und gemalt in ganzer Figur an den Pfeilern des Chors; und St. Johannis baptiste et St. Blasii heißt der Dom in allen Inschriften seiner ältesten Bücher und in allen seinen Urkunden bis 1226. Erst Pfalzgraf Heinrich hat, und zwar erst in den letzten Monaten seines Lebens, als dritten Schuttpatron Thomas

Becket hinzugefügt; und „auf seine Bitte“ weihte Bischof Conrad II von Hildesheim den Dom von Neuem in die Ehre dieser drei Heiligen am 29. December 1226, dem Tage des heiligen Thomas Becket; von welchem Tage er im Jahre 1246 das jährliche Fest dieser Kirchweih auf den Tag seiner Translation, den 7. Juli verlegte. Dies erzählt er ausführlich in zwei Urkunden im Copialbuche des Doms auf dem Archive zu Wolfenbüttel. Auch das Missale des Doms vom Ende des zwölften Jahrhunderts in demselben Archive hat weder im Kalender den Namen des heiligen Thomas noch Lectio- nen und Gebete für ihn; diese sind erst im folgenden Jahrhundert nachgetragen. Also ist die Heimchronik im Irrthum, wenn sie von den Patronen ihrer Zeit und aus den Bildern im Chor auf die ursprüngliche Stiftung zurückschloß. Damit zerfällt Alles, was man über die Gründe vermuthet hat, aus denen Heinrich und Mathilde den Todfeind ihres königlichen Vaters zum Schutzpatron ihres Doms gemacht haben sollen. Weder Heinrich der Löwe, noch Otto IV haben daran gedacht; beide hatten die nie endende Herrschsucht der Geistlichkeit zu gut kennen gelernt, um ihr noch Altäre zu weihen. Erst Pfalzgraf Heinrich that dies, in seinen letzten Lebenstagen, als dieser Heilige mit einem Male in Deutschland in die Mode kam; ob er dabei noch andern politischen Gründen folgte, wissen wir nicht.

* * *

Versuchen wir nun, uns ein Bild des Domes vorzustellen, wie Heinrich der Löwe ihn hinterlassen hat. Er war geweiht und also vollendet. Wenn daher Arnold von Lübeck sagt, „Heinrich habe ihn wegen seines spätern Mißgeschicks nicht nach Wunsch vollendet (quam adversitatibus succedentibus ad libitum non consummavit), so heißt das nicht, er sei unvollendet geblieben, sondern nur, der Herzog habe ihn nicht ganz nach seinem ursprünglichen Wunsche ausführen können. Noch in seiner letzten Zeit hatte er ihn „mit Fußboden und mit Fenstern stattlich verziert,“ wie der Zeitgenosse Gerhard von Stederburg sagt; daß damit bunte Fenster gemeint sind, ist wenigstens wahrscheinlich. Das Dach war mit Blei belegt, welches erst 1813 herabgenommen, und über 300 Centner an Gewicht, der Centner zu sechs Thalern verkauft ist.

Die beiden Thürme scheinen das Einzige,

was noch nicht ganz vollendet war. Von einem Brande, durch den sie ihre Spitze verloren hätten, ist in alten Quellen keine Spur; diese Angabe kommt zuerst bei Fabricius vor, ist aber wohl nur aus flüchtiger Lesung von Gerhards obiger Nachricht über den Brand kurz vor Heinrichs Tode entstanden. Gerhard spricht dort aber nur von Dachsparren, die zu brennen anfangen „grade über dem Kopfe des frankliegenden Herzogs,“ also auf dem Giebel des nördlichen Kreuzarmes; von Thürmen sagt er kein Wort. Es ist nicht einmal gewiß, ob diese bis zu ihrer ganzen Höhe von Heinrich dem Löwen herrühren. Der Giebel zwischen ihnen lag auf keinem Fall in dem ursprünglichen Plane, der vielmehr auf ein schlichtes Satteldach zwischen beiden Thürmen ging, wie in St. Cyriaci, Wandersheim, Gernrode, und den meisten Kirchen von Goslar. Diese Form ist typisch für den Thurmbau im alten Sachsenlande. Sie vereint die allerälteste horizontale Form, die des Giebeldachs, wie es die alten Kirchen von Mascherode, Melverode, Stöckheim, St. Leonhard, Kleinscheppstedt haben, mit der sozusagen secundären, verticalen des aufstrebenden achteckigen Thurmes, der auch nur eine schlichte bleigedechte Spitze ohne Giebel und Zierrath trägt. Daß die Domthürme auch in solche achteckige ganz schlichte Spitzen ohne Giebel und andern Zierrath auslaufen sollten, zeigt das Modell, das Heinrich auf seinem Grabmale im Arme hält, und das bei einer dereinstigen Vollendung jedenfalls allein maßgebend sein muß. Ottmers Plan, so geistreich er an sich ist und so passend für die neue Kirche einer neuen Fabrikstadt, wäre auf Heinrichs Dome eine arge Sünde gegen den heiligen Geist der Kunst.

Der breite, burgartige Unterbau der Thürme war ganz ohne Thür nach außen. Die jetztige ist erst 1815 eingebrochen, und selbst in ihrer neuesten Umgestaltung, bei ihrer Kleinheit und Zierlichkeit mitten in der gewaltigen Mauermaße grade keine Verschönerung. Was mehr als sieben Jahrhunderte lang nicht entbehrt wurde bei tagtäglichem Gottesdienste, wäre auch wohl jetzt nicht ganz unentbehrlich gewesen, und man hat damit ohne Noth eine uralte, sehr seltene Eigenthümlichkeit vernichtet, von der wir außer bei alten Dorfkirchen in unseren Gegenden nur noch ein Beispiel kennen, die Stephanikirche in Helmstedt, wo dieser Unterbau noch viel höher und massenhafter ist.

Die Krypte, der älteste Theil der Kirche, gibt durch ihre ungewöhnliche Größe und die Verschiedenheit der Säulenform in den beiden Hälften, in welche sie augenscheinlich zerfällt, der Vermuthung Raum, daß der östliche Theil noch aus der alten Stiftskirche herstamme, der zweite erst von Heinrich zugesügt sei, um für den Chordienst mehr Raum zu gewinnen. In jenem Theile sind die beiden Gerdruden beigesezt; und bei der hohen Achtung vor der Ruhe der Gräber, welche das Mittelalter so vortheilhaft vor unsern gebildeten Zeiten auszeichnet, ist es nicht unwahrscheinlich, daß Heinrich den Theil des alten Baus, der die Gruft seiner mütterlichen Ahnfrauen enthielt, unberührt bestehen ließ. Man hat gemeint, diese jetzige Krypte sei die alte Stiftskirche selbst gewesen, und Heinrich habe die neue ohne Weiteres darüber gebaut. Das widerlegt sich aber schon dadurch, daß auch jene alte Kirche eine Krypte hatte. Der Eingang zu derselben war wohl von den beiden Seiten, wie im Dom zu Goslar, in Sandersheim und andern, denn vorn lag der Altar St. Crucis davor, neben dem kaum Thüren gewesen sein können. Eine Untersuchung der westlichen Mauer würde dies leicht ermitteln. Sie war im September geweiht; wie Schmid vermuthet, der Jungfrau Maria, der auch der einzige alte Altar darin gehörte; denn die andern beiden sind erst 1329 und 1349 errichtet. Zum gewöhnlichen Dienste ward dieser in den ältesten Zeiten nicht benützt, denn der Kanonikus desselben hatte kein Theil an den ältesten Memorienstiftungen. Nur die Seelmesse der Stifterin ward zu Michaelis daran feierlich begangen. Auf diesem Altar lag unter andern Reliquien auch der Kranz der h. Jungfrau. An der Mauer hing an einer Kette jenes alte Crucifix; ob von Anfang an, oder erst zu Heinrichs Zeiten aus der Kirche hinabgebracht, oder vielleicht noch später, ist unbekannt; und hier, wo unter dem Ernste der Särge Niemand nach seiner Schönheit fragt, stände es gewiß besser als in einem Schranke oder frei unter den farbenreichen Bildern neuer, schönerer Kunst.

Dasselbe eigenthümliche Vortreten der Krypte mitten durch das Kreuz bis an den Anfang des Hauptschiffes hatte auch der Dom zu Goslar; und auch da war es vielleicht durch eine spätere Verlängerung der ursprünglich kurzen Krypte zur Erweiterung des Chordienstes entstanden. Die beiden

Arme des Kreuzes wurden dadurch von selbst zu zwei gesonderten Räumen, wovon jeder nur mit seinem Seitenschiffe in Verbindung steht. Durch sie stieg man wie in Goslar zur Krypte hinab. Während sie aber in Goslar oben bis zur Höhe des Kreuzgewölbes offen sind, geht in unserem Dome der Fußboden des Chors auch über diese Seitenräume in gleicher Höhe weg, und macht sie so zu zwei ganz geschlossenen bedeckten Räumen, wie Kapellen, weshalb sie denn auch oratoria, d. h. Betplätze, Kapellen, genannt werden. Sie haben auch jeder eine eigne Apside, grade unter der obern in den Kreuzarmen. Das südliche Oratorium weihte, nach einer Urkunde bei Schmid, erst Bischof Rudolf von Verden 1203 in die Ehre der h. Jungfrau und Johannes des Evangelisten, auf Bitte des Kanonikus Ludolf, der diesen Altar fundirte. Das nördliche aber ist nach Schmid's Vermuthung gleich von Anfang an eine Kapelle gewesen mit einem Altare des Apostels Petrus, für den die älteste Vicarie des Doms, die Peterspräbende gestiftet war, vielleicht schon im alten Stifte von Gerdrud II, da dieser Kanonikus an den ältesten Memorien kein Theil hatte, wohl aber an der für Gerdrud vom 9. December. In sie führte vom Burgplaze ab für die Bewohner der Burg die „Löwenthür.“

Der Chor bekam auf solche Weise eine ungewöhnliche Ausdehnung, indem zu seiner schon bedeutenden Länge noch diese beiden Flügel in den Kreuzarmen treten. Jeder dieser Flügel hat eine Apside. In den nördlichen über der Peterskapelle führte eine kleine Pforte aus dem „mouphouß in der borch unde be kemenaden, be twischen dem mouphouß unde funte Blasius thore lit, dar man von geit up funte Peters kapellen,“ wie es im Erbvertrage von 1345 heißt. Ein gleicher Gang führte auf der andern Seite vom Moshause in den obern Theil der Doppelkapelle, zu demselben Zwecke, eben wie am Kaiserhause in Goslar noch zu sehen ist. In diesem nördlichen Seitenflügel des Chors also war der fürstliche Stuhl, abweichend von dem sonstigen Herkommen, wonach der Kaiserstuhl, wie in Goslar, in Mailand, Rom und Constantinopel, auf der südlichen Seite der Kirche, dicht unter dem Chore, zur Linken des Laienaltars stand. Denn die nördliche, die Evangelienseite, dem Altar zur Rechten, ist die Frauenseite, deshalb auch im alten Dome zu Doornik symbolisch durchweg einen Fuß nie-

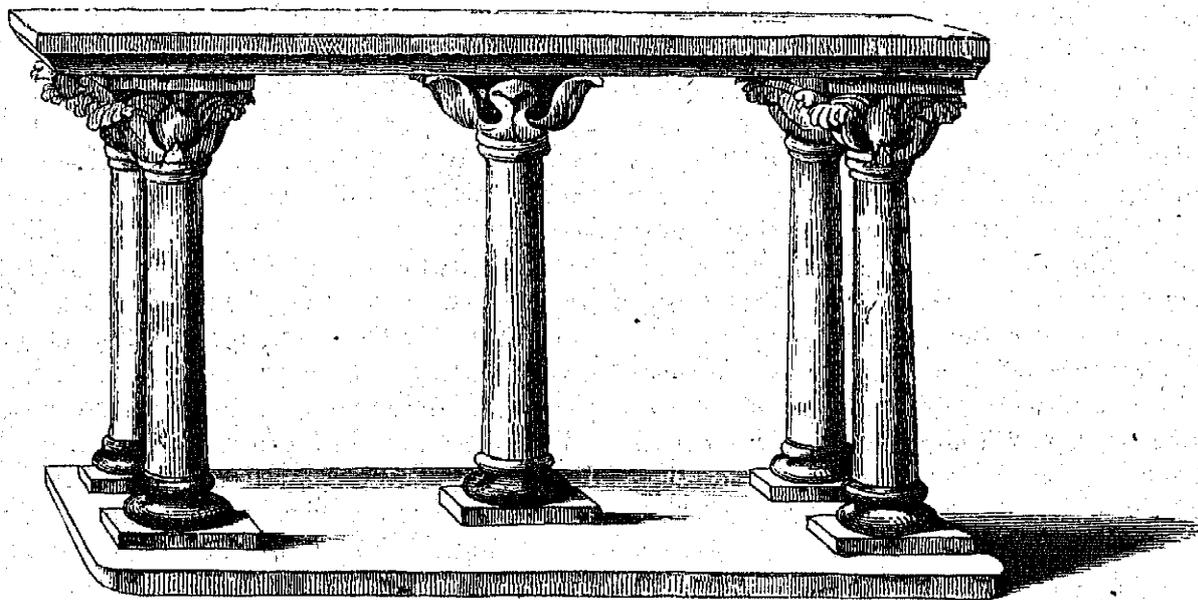
driger als die linke Männerseite. Auf ihr hat der Bischof, der Hirt der Braut Christi, seinen Sitz; auf der linken der Kaiser, als Führer der Streiter Christi. Die Abweichung hiervon in Heinrichs Dome erklärt sich aber genugsam aus der Lage der Burg an der Nordseite der Kirche.

Der eigentliche Chor zerfällt in zwei Theile. Auf dem hohen Chore stand der Hochaltar des heiligen Blasius mit dem ältesten Heiligthum der Kirche, dem Arme des Schutzpatrons der Bräunonen. In seinem Innern, als am heiligsten, sichersten Orte, wurde noch im sechzehnten Jahrhundert der größte Theil des Kirchenschatzes und der heiligen Geräthe verwahrt. Vor ihm wurden auch die weltlichen Angelegenheiten des Stifts durch alle die symbolischen Handlungen vollzogen und bekräftigt, welche nach der Anschauung alles alten Rechts jede rechtliche Vornahme erst eigentlich gültig machen. So sagen die Grafen von Woldenberg 1237 in einem Verkauf von fünf Hufen an die Kirche: „Wir sind zum Altar des heiligen Blasius getreten und haben durch Niederlegung eines grünen Zweiges auf demselben selbiger Kirche die vorbesagten Güter überantwortet.“ Zwölf Kerzen brannten an den drei hohen Festen um ihn her im Allerheiligsten des Chors. Ihm zu beiden Seiten standen die beiden kostbaren Säulen, die eine von Rosso antico und eine kleinere von Verde antico, welche Heinrich als Heiligthümer aus dem Morgenlande mitgebracht hatte, und welche das Kapitäl 1801 an den Grafen Bellheim auf

Harbke verkaufte, wo sie jetzt im Schlosse stehen, die größere unten in der Halle, die kleinere auf dem Rittersaale neben der Rüstung Herzog Christians.

Ueber dem Altar, in der Wölbung der Chornische, wird wie in der Kirche von Neuwerk vor Goslar, die Muttergottes gemalt gewesen sein, die unter den Hauptpatronen dieses Altars noch vor Johannes und Blasius genannt wird, und eben so mit beiden zusammen Beschützerin der Kirche in Sceverlingeburg wurde, als Kaiser Otto IV sie dem Stifte schenkte; auf ihrem Schooße das Christkind, das segnend auf den Altar und die Kirche niederblickt. Die kolossalen Bilder der beiden andern Schutzheiligen schmückten, gleichsam Hüter des Allerheiligsten, die beiden Pfeiler am Eingange des Chors, rechts vom Altar Johannes der Täufer, links der heilige Blasius; ihr Leben und Leiden füllte die Wände des Chors in je drei Bilderreihen. Unter diesen standen, gleichsam als Sockel zu ihnen, die hölzernen Chorstühle (stalli) der zwanzig Chorherren, vor welche späterhin eine zweite, niedrigere Reihe, die der Vicarien, trat. Im Jahre 1814 wurden diese Chorstühle auf den Mittelchor verlegt, und sind endlich ganz verschwunden.

Auf dem Mittelchore (in medio choro, wie Pfalzgraf Heinrich in seiner Bestätigung von 1223 sagt), da wo der Cantor und Präcentor mit den Chorknaben ihren Platz hatten, stand der Marienaltar, von Heinrich und Mathilde gestiftet und mit einer kleinern Pfründe, der ersten Vicarie des



Marienaltar auf dem Chore.

Domes, ausgestattet, durch Bischof Abalog am 8. September 1188 der heiligen Jungfrau geweiht: eine Platte von schwarzem Muschelmarmor auf fünf hohlen bronzenen Säulen. In der mittellsten legte Abalog eine Urkunde über die Weihung nebst einer großen Menge Reliquien nieder, welche Anton Ulrich an den Abt von Corvei verschenkt hat. Auch hier sehen wir Goslars Einwirkung; denn da stand genau an derselben Stelle des Chors der bronzene Crodoaltar, ursprünglich ein Reisealtar der Kaiser mit einem Reliquienkästchen drin. Um ihnen nicht nachzustehen, stellte Heinrich hier ebenfalls ein metallenes Werk auf, aber doch ganz anderer Art, indem es den sagenreichen Salomonischen Tisch vorstellt, der mit den andern Tempelschätzen erst von Nebucadnezar nach Babylon, dann durch Cyrus nach Jerusalem zurück, von Titus nach Rom, dann von Genseric nach Karthago, von Belisar nach Konstantinopel weggeführt war, von hier aber auf die Bemerkung eines Juden, daß diese Geräthe überall wohin sie gekommen, Verderben und den Untergang der Reiche mitgebracht hätten, durch Justinian nach Jerusalem zurückgesendet, von da nach Damaskus gebracht, endlich nach Spanien kam, wo er der Stadt, die ihn bewahrte, ihren Namen Alcantara gab. Diesen Altar versetzte Rudolf August 1686 an die jetzige Stelle, Anton Ulrich aber ließ ihn 1707 wieder an die ursprüngliche zurückbringen, wobei leider die Säulen polirt und vergolbet wurden. (Methm. Suppl. 37.) Am 10 November 1813 wurde er bei den Vorkehrungen zur Todtenfeier Karl Wilhelm Ferdinands hinter den Hochaltar gesteckt, am 22 aber wieder hervorgezogen (Görge S. 23), aber leider nicht an die ursprüngliche, sondern an die jetzige niedrige Stelle gebracht, wohl nicht aus Gründen der Zweckmäßigkeit, sondern weil man die erste vergessen hatte. Es ist daher zu hoffen, daß er nach Herstellung des Chors wieder den viel würdigern Platz erhalte, den seine erlauchten Stifter ihm nicht ohne Absicht und tiefere Bedeutung angewiesen haben — er sollte, wie sein Salomonisches Urbild, im Heiligthume stehen, dicht vor dem Allerheiligsten.

Auf dem Rande des Chors gegen die Kirche zu stand der Lettner, lectionarius, sonst ambon genannt. Eigentlich sind deren immer zwei: der eine fürs Evangelium, meist mit einem Adler mit ausgebreiteten Flügeln

geschmückt, am nördlichen, der andere für die Episteln am südlichen Ende der Schranken, cancelli (davon Kanzel) welche die Brustwehr des Chors gegen die Kirche bilden. Da aber hier grade auf diesen beiden Enden die Stufen aus dem Schiffe heraufführten, und zwischen ihnen und den beiden großen Pfeilern kein Platz blieb, so ist vielleicht nur einer in der Mitte gewesen; wie auch in Goslar dort eine Erhöhung, wie eine Bühne, auf einigen Stufen stand. Im Memoriensbuche wird immer nur von einem einzigen „Ambon“ gesprochen, für den Affwin von Salder ein Licht an fünf Festen gestiftet hatte. Rudolf August versetzte den Lettner in den nördlichen Kreuzarm; Anton Ulrich beseitigte ihn ganz; nach Dr. Schiller (S. 23) ist davon nur ein Christusbild in einem Winkel unterm Thurme übrig. Die jetzige Kanzel ist erst 1707 durch Anton Ulrich dahingekommen; vorher soll sie nach Görge S. 24 am zweiten Pfeiler des Mittelschiffs gestanden haben. Zu Heinrichs Zeiten war sie gewiß nicht dort, sondern ihre Stelle vertrat der Ambon.

Auf demselben Rande des Chors, grade unter dem Triumphbogen, errichtete Heinrich ein großes Kreuzifix, wie wir ähnliche ganz an derselben Stelle im Dom in Goslar und in sehr vielen andern Kirchen finden. Gerhard von Steberburg sagt davon: „Mitten in der Kirche ließ er mit großem Fleiß ein Bild unserz Herrn Jesu Christi am Kreuz mit noch andern Bildern aufrichten, ein wunderbares und stattliches Werk.“ Genauer beschreibet es Rehtmeier R. G. I, 88. „Mitten in der Kirchen über dem Altar und der Kanzel ließ er ein Kreuzifix, welches jeto bei dem hohen Chore abseit gesetzt ist, aufführen, zu dessen Seiten sich zwei große überguldete geflügelte Engel, auf geflügelten Nädern stehend, präsentiren. Auf der einen Seite an der Mauern ließ er das Bildniß Johannes des Täufers, auf der andern St. Blasii setzen.“ Görge, der es noch in diesem Jahrhundert sah, sagt davon S. 25: „Es reichte querdurch von einem Pfeiler zum andern. In mehren Fächern sah man die Köpfe der Apostel; an beiden Seiten die Göttin der Zeit; unter diesen standen die Bildsäulen von Blasius und Johannes. Mit den Köpfen der Apostel trieb die Jugend oft ihr Spiel. Sie waren in die Fächer nur hingestellt, ohne befestigt zu sein. Daher fand man sie oft umquartirt; bald sahen alle rechts, dann

wieder links, bald zwei und zwei gegeneinander, als ob sie sich unterhielten; dann lagen sie alle auf den Gesichtern; ja einstmals fand man den Blasius auf der Kanzel und

jene in den Handschriften des zehnten und elften Jahrhunderts häufig vorkommende Form von Sonne und Mond bei der Kreuzigung nicht, und hielt sie wegen des Schleiers für



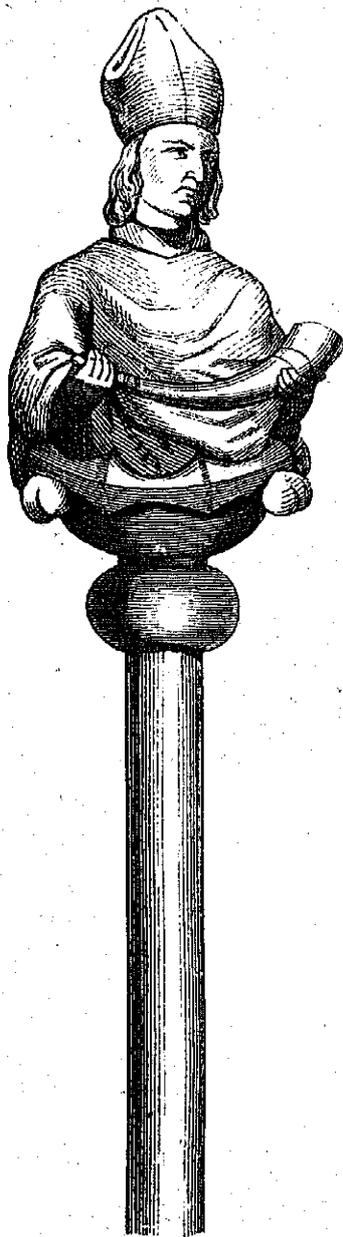
Johannes der Täufer unter dem Kreuzfig.



Der h. Blasius unter dem Kreuzfig.

die sämtlichen Apostel als Zuhörer in den nächsten Kirchenstühlen." Es war also eine Composition von sehr bedeutender Größe. Der Heiland selbst muß zum wenigsten lebensgroß gewesen sein. Ueber den Armen des Kreuzes hingen in runden Medaillons Sonne und Mond als weibliche Brustbilder in antiker Weise, ihre Verfinsterung beim Tode des Heilands durch einen Trauerschleier andeutend. Dieses schließen wir aus Görge's Ausdruck: „die Göttin der Zeit;" er kannte nämlich

Göttinnen der Zeit. Unter den Kreuzesarmen befanden sich zwei Engel, nicht fliegend, wie das die Skulptur erst viel später und immer nur zu ihrem Schaden dargestellt hat, sondern sie deuteten das Schweben nur an, und zwar außer den Fittigen noch durch die aus Hesekiel's Gesicht entlehnten geflügelten Näber. Unter dem Kreuze, wo sonst Maria und der Evangelist Johannes zu stehen pflegen, waren hier mit Beziehung auf den Dom die lebensgroßen Bildsäulen Johannes des



Stab des heiligen Blasius.

Täufers und des h. Blasius, jener mit Lamm und Buch, dieser sein Horn tragend, das mit Anklang seines Namens in Deutschland sein besonders beliebtes Attribut geworden ist. Den Sockel der ganzen Gruppe bildete eine Reihe von zwölf Nischen mit den Brustbildern der Apostel, die zugleich als Brustwehr des Chors anstatt der alten cancelli diente. So war das Ganze mit seinen fünf lebensgroßen Figuren und vierzehn Brustbildern gewissermaßen ein goldstrahlendes Gitter heiliger Gestalten, das inmitten des Triumphbogens schwebend, den Raum des Hochaltars von der tieferen Halle der Fürstengruft schied, und den brunten Ruhenden trostesvoll in der Höhe das Bildniß Dessen zeigte, der durch seinen Tod in Ewigkeit Grab und Tod überwunden hat.

Diese sinnvoll gedachte und für jene Zeit Kühne Composition, wohl eins der bedeutendsten Werke der Holzschnitzkunst im zwölften Jahrhundert, ließ erst Rudolf August wegnehmen und in den nördlichen Kreuzflügel abseits setzen, um an seiner Stelle ein neues Kreuzifix aufzurichten, das denn schon wieder 1707 Anton Ulrich abbrechen ließ, um der jetzigen Kanzel Platz zu machen. Jenes alte aber blieb in seinem Zufluchtsorte unverfehrt bis in unser Jahrhundert, wo nicht fanatische Bilderstürmer der Reformationszeit, nicht feberhafter Freiheitsschwindel der Revolution, die beide in ihrer Leidenschaft eine Entschuldigung finden, sondern die nüchternste Gleichgültigkeit einer Kulturperiode, die sich selbst wohlgefällig die aufgeklärte zu nennen liebte und in der wir zum Theil jetzt noch stehn, ohne Noth ein Werk zerstörte, um das wir



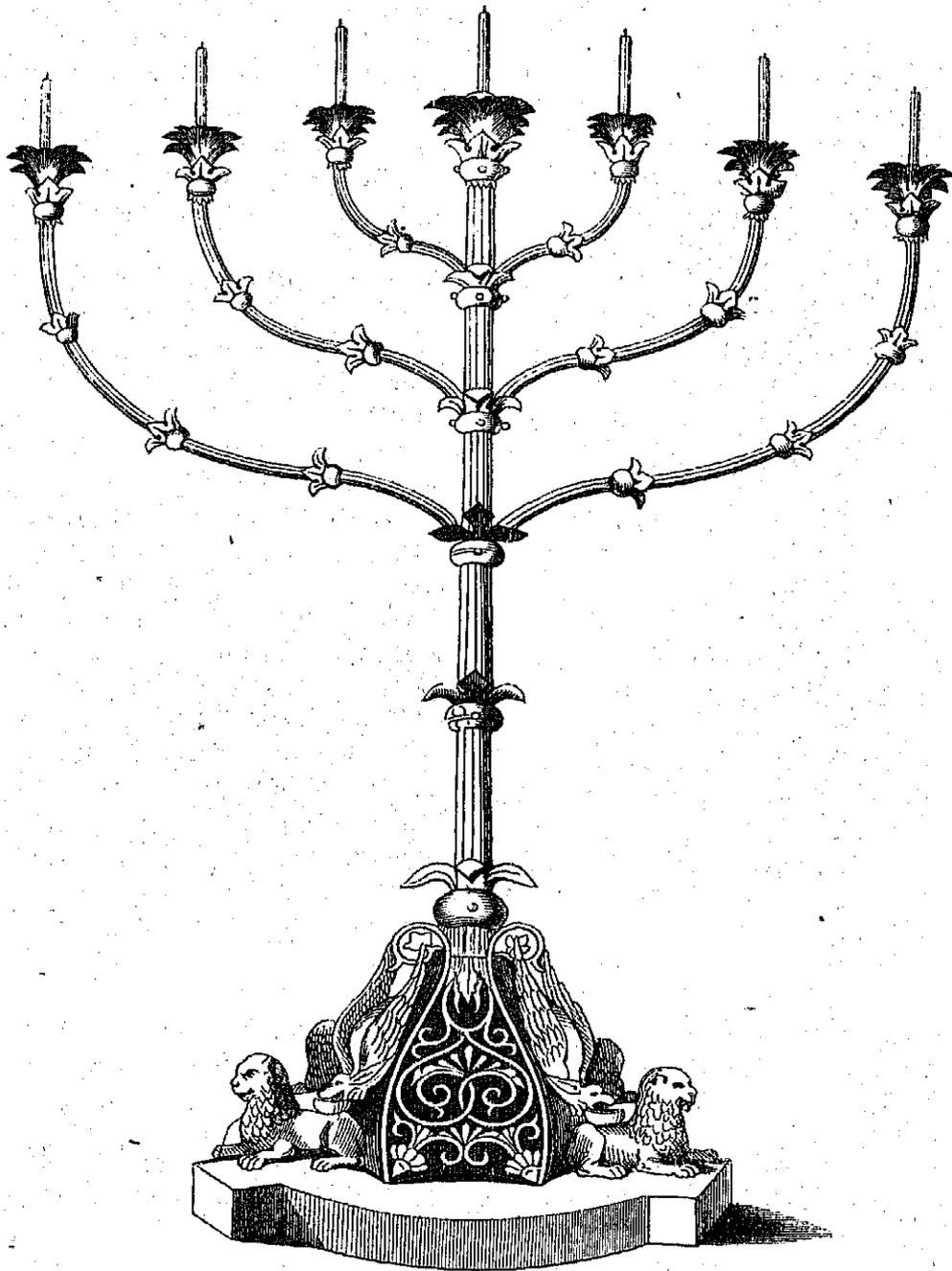
Schambeil des heiligen Blasius.



Horn des heiligen Blasius.

jetzt wie viel wohl geben würden! Im Herbst 1813 ist es nach Görge's S. 34 ganz fortgeschafft bis auf die beiden Bildsäulen des Täufers und des h. Blasius und die

Er war der Laienaltar, und befand sich genau an derselben Stelle, wo in Goslar der Laienaltar lag, mitten zwischen den Aufgängen zum Chore, grade unter dem Triumphbogen und



Der Leuchter vor dem Grabmal.

Tafel zu Häupten des Kreuzes mit hebräischer, griechischer und lateinischer Inschrift, falls nicht noch andere Reste irgendwo verborgen liegen. Und nicht die fremde Occupation wars, die seine Vernichtung befohlen hat: noch leben Leute, die es wissen, wie der damalige Domprediger damit die Sacristei hat heizen lassen.

Im Schiffe des Doms stand zu Heinrichs Zeit ein einziger Altar, des h. Kreuzes.

dem großen Kreuzifix. Hier hatte schon in der alten Stiftskirche Bischof Hecilo „der Jungfrau Maria und dem allersiegreichsten Kreuze“ einen Altar geweiht. Der Herzog hat ihn also weder gegründet noch neu geweiht, aber er hat ihn reich geschmückt. Heinrich erscheint überhaupt als ein besonderer Verehrer des h. Kreuzes. In Jerusalem stiftete er vor demselben am h. Grabe drei Lichter, und ließ die Thüren der Kreuzeskirche mit Sil-

ber überziehen, die Wände mit Mosaik schmücken. Splitter desselben, die er von Jerusalem mitgebracht, schenkte er in kostbarer Fassung der Mutterkirche in Hildesheim und seinem neuen Bisthum Schwerin. In Braunschweig stiftete er, außer dem großen hölzernen Kreuzifix, noch ein Altarkreuz von massivem Golde und Filigrän, mit 25 Edelsteinen und 334 ächten Perlen besetzt, „dessen Gesamtwertth auf 1500 Mark Silber berechnet wurde,“ wie Gerhard angibt. Es ist jetzt im Schatze zu Hannover, und abgebildet in der vierten Ausgabe der Vipsanographie No. 45. Desgleichen stiftete er auf diesen Altar St. Crucis ein großes Kreuz von vergoldetem Silber, mit 51 Perlen, 39 Korallen und 96 Edelsteinen besetzt, welches drei Stücke vom h. Kreuze nebst vielen andern Reliquien enthielt. Eine alte Handschrift des Doms bei Leibniz II, 59 beschreibt es so: „Dies sind die Reliquien in dem Kreuze, das mitten in der Kirche vor dem Chore steht, das Herzog Heinrich der Löwe machen ließ zum Heil seiner Seele: vom Holz des Herrn, von der Dornenkrone“ u. s. w. Abgebildet ist es in der Vipsanographie No. 1. Vor dem „lebensbringenden Kreuze,“ dem Unterpfande unserer Auferstehung, wollte er auch ruhen. Ehe er den Altar aber genügend fundirt, rief der Tod ihn ab. Daher beurkundet im folgenden Jahre sein Sohn Pfalzgraf Heinrich in einem noch ungebrachten Diplome des baltischen Archivs: Weil es dem Altar St. Crucis bislang an genügender Ausstattung gefehlt, so habe der Stifzherr Rudolf von Wolcmarode demselben ein Grundstück dergestalt übertragen, daß von den Einkünften zehn Schillinge jährlich auf Kreuzerfindung zu einer „Tröstung“ für sämtliche Chorherren verwendet werden, von dem Reste, nämlich zehn Schillingen und zehn Hühnern „Lichter angeschafft werden sollten auf dem Leuchter vor obbesagtem Altare.“

Diese Worte geben zugleich den einzigen, aber auch ganz sichern Nachweis über den ursprünglichen Platz des großen Leuchters. Dieser stand also 1196 vor dem Altare des h. Kreuzes, mitten zwischen dem Chore und Heinrichs Grabmal. Eben da nennt ihn auch die Reimchronik, wo sie von dem Probst Adelold erzählt, der sei in der alten Stiftskirche begraben, aber beim Abbruche derselben

wart sin gebeyne uz gesundert
Desselden probestes her,

und wart unden dhem candeler (d. h. abwärts)
Gelegt an des münsteres mitten,
dhen dher vurste sit heys smitten
Von sconer kunst und richer kost.

Dort sah ihn auch noch Rehtmeier (I, 88). Zu dessen Zeit wurde er aber „kostbar auspolirt und anno 1709 auß Chor gestellt“ (V, Nachtr. 32), weil er nun die um diese Zeit vorn mitten auf den Chor gesetzte Kanzel verdeckte, und weil grade an seine Stelle die messingene Gedächtnistafel auf dem von Anton Ulrich hier eingerichteten gemeinschaftlichen Grabe der ältern Fürsten kommen sollte. Also ist irrig, was zuerst Schröder in der Beschreibung der Stadt Braunschweig S. 140 sagt, dies sei sein ursprünglicher Platz. Dr. Schiller führt dafür S. 23 Pfalzgraf Heinrichs oben erwähnte Urkunde an, in der Meinung, daß sie sich auf den bronzenen Altar mitten auf dem Chore beziehe, was aber nicht der Fall ist. Als dann Herzog August Wilhelm im Jahre 1728 den jetzigen Hochaltar baute, und der Leuchter auf seinem neuen Platze auch diesem wieder im Wege stand, so wurde er auseinandergenommen und lag nun hundert Jahre lang im Kapitelhause in einer Kiste versteckt, bis es den eifrigen Bemühungen des hochverdienten Oberbauraths Krahe — ein Baumeister im wahren Sinne des Wortes — im April 1830 gelang, seine Wiederaufrichtung zu bewirken; leider, weil man damals die ursprüngliche Stelle nicht kannte, auf der erst 1709 ihm gegebenen zweiten, wo er freilich den Hochaltar unangenehm verdeckt, und mit seiner schweren Last von dreizehn Centnern, den steinernen Sockel ungerechnet, für das Gewölbe der Krypte unmöglich ohne Schaden bleiben kann. Deshalb ist zu wünschen, daß er wieder an seine alte Stelle komme, wo jetzt ganz unrecht der bronzene Altar steht, und wo der Leuchter, bei einer Höhe von 16 und einer Breite von 13 Fuß, in dem dreizehn Fuß breiten Raume zwischen den Chorstufen vollkommen Platz hat, die Chorwand gut verdeckt und die Brüstung des Chors nur um einen oder zwei Fuß überragt. Es ist auch durchaus nicht zufällig oder ohne Grund, daß ihm Heinrich grade diese Stelle unten in der Kirche zwischen dem Kreuzesaltar und seinem Grabmale anwies. Vor dem Kreuze Christi am heiligen Grabe hatte er drei ewige Lampen gestiftet; hier, vor den Splintern desselben Kreuzes, an seinem eignen Grabe, stellte er seinen Leuchter auf. Schon in den frühesten

Grabmal Heinrichs des Löwen und Maltilbens.



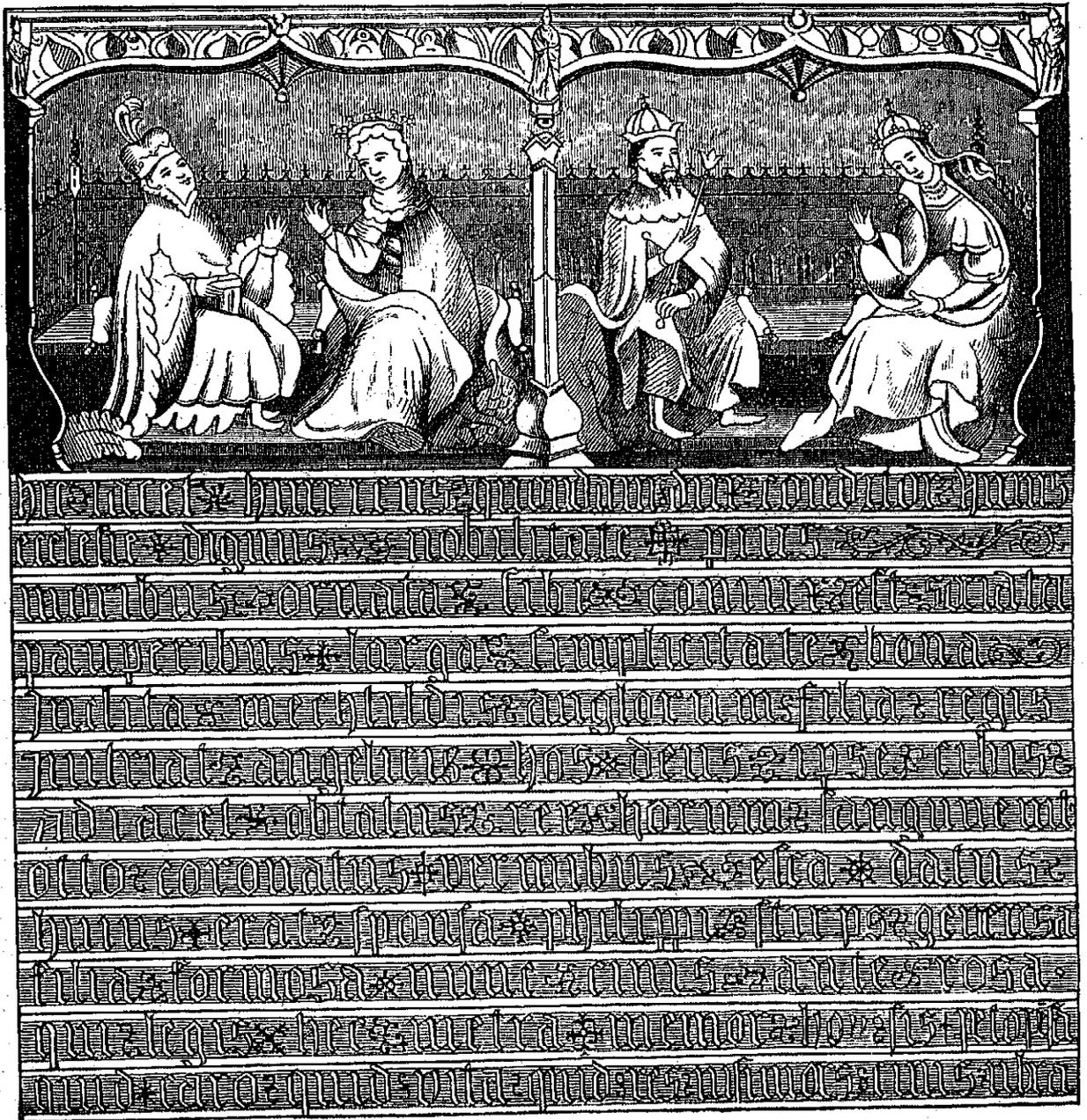
Zeiten hing man goldene und silberne Kronen mit Perlen und Edelsteinen und herabhängenden Kreuzen verziert vor den Altären auf. Die eiserne Krone der Langobarden und die übrigen Kronen Theodelindens in Monza hatten diese Bestimmung, und erst im vorigen Jahre sind in Spanien dreizehn eben solche goldne Kronen des westgothischen Königs Receswinth gefunden. Daraus wurden mit der Zeit metallene Reifen von mächtigem Umfange, die man statt der Perlen und Edelsteine an hohen Festen mit Kerzen schmückte, daher der Name „Kronleuchter.“ Man gab

ihnen gern die Form einer Mauer mit Thürmen und Binnen, das himmlische Jerusalem bedeutend; so der im Münster zu Aachen, ein Geschenk Kaiser Friedrichs I, und Bernwards Krone in Hildesheim mit zweimal zwölf Thürmen und 72 Lichtern. Ähnlich stiftete der Rath zu Braunschweig dem h. Autor, zum Danke daß er in der Belagerung 1494 die Stadt gegen Heinrich den Ältern beschützte, in die Egibienkirche eine hölzerne Krone mit Silberblech überzogen, welche die Stadt Braunschweig darstellte, und an hohen Festen zwölf Kerzen trug,

wie Rehtmeier I, 76. V Nachtr. 35 angibt. Auch in den Domen zu Baderborn und zu Goslar hingen solche Kronen im Schiffe. An derselben Stelle durfte auch Heinrichs Dome ein entsprechender Schmuck nicht fehlen; aber er nahm dazu eine andere, in Deutschland ganz ungewöhnliche Form, die jenem Abbilde des Salomonischen Tisches entsprach: die des siebenarmigen Leuchters der Stiftshütte. Die Tradition der jüdischen Tempelgeräthe scheint sich in Konstantinopel lange erhalten zu haben. Denn daher ist er von Heinrich mitgebracht; nicht hier zu Lande gegossen; das beweisen die griechischen Buchstaben, welche den einzelnen Stücken als Merkzeichen für die Arbeiter beim Zusammensetzen eingegraben sind,

wie das zuerst Oberbaurath Krahe im Jahre 1830. entdeckt und öfter ausgesprochen hat. Auch die beiden schönen gegossenen Leuchter, welche Graf Wiprecht von Groiß 1109 seinem Kloster Pegau schenkte, waren von griechischer Arbeit, *graeco opere fusilique decora* sagen die Annalen des Klosters, also aus Konstantinopel. Von allen, die man kennt, ist der hiesige bei weitem der größte und schönste; der in Mailand ist älter, doch nicht halb so hoch.

Während in Goslar neben dem Laienaltar noch der Kaiserstuhl stand und das übrige Schiff der Gemeinde diente, füllte in Heinrichs Dom den ganzen weiten Raum nichts als das Grabmal des fürstlichen Paares



Heinrich und Mathilde.

Otto IV und Beatriz.

mit ihren Steinbildern, die an Schönheit unter den gleichzeitigen Werken des Meißels in Deutschland wie in Italien wohl kaum ihres Gleichen haben. Daß sie noch zu Heinrichs und Mathildens Lebzeiten gemacht seien, hat Fiorillo aus den offenen Augen vermuthet; sicher ist das keinesfalls. Nach dem Stile aber sogar das Jahrzehent bestimmen zu wollen, wäre mehr als voreilig. Bei der Eröffnung im Jahre 1707 fand man nach Rehtmeier drei steinerne Särge, zwei große und einen kleinern; 1814 aber nach Görgeß S. 10 nur einen einzigen. Außer ihnen war Niemand im Schiffe bestattet als jener Probst Adelold, der erste und größte Wohlthäter der alten Kirche, dem deshalb aus Dankbarkeit Heinrich auch in der neuen ein Grab gab dicht vor dem Leuchter, wo nachher Kaiser Otto IV und Beatrix beigelegt, seit Anton Ulrich unter einer Messingplatte mit den Gebeinen der übrigen im Dom begrabenen Fürsten des ältern Stammes in Einer Gruft vereinigt ruhen.

„Neben dem Grabmal am Pfeiler stand auch vorzeiten der Herzog in Mannesgröße; gegenüber auf der andern Seite nach dem Kirchhofe war ein Bischof in seinem Habit, die rechte Hand mit dreien Fingern emporhebend, soll Bischof Ulrich von Halberstadt angedeutet haben, der den Herzog in den Bann gethan.“ So berichtet Rehtmeier K. G. I, 90, wogegen er in der Chronik sagt: „Soll den Bischof Hermann zu Hildesheim, der die Kirche eingeweiht, angedeutet haben.“ Auf dieses Zeugniß hin hat man dem Steinbilde, das früher keine Namen trug, erst bei der neuesten Bemalung den Namen Hermannus ops untergeschrieben. Daß es aber Hermann nicht sein kann, ist oben nachgewiesen. Ulrich ist es sicherlich auch nicht; eher darf man an Adalog denken, der den Dom weihte; oder an Herzog Albrechts des Großen Enkel, Bischof Albrecht von Halberstadt, welcher 1318 das erweiterte Seitenschiff weihte und hier im Dome begraben ist; oder an Bischof Otto, von dem das Memorienbuch sagt: Anno Domini 1279 obiit Otto episcopus Hildesheimensis frater Alberti ducis senioris, cuius ymago in columpna est sculpta iuxta bolemā (oder boleuiā. Was ist das?) Beide Steinbilder standen an den Pfeilern neben dem Grabmale bis 1687, wo Rudolph August sie in die Krypte setzen ließ. Erst neuerdings hat man sie wieder aufgestellt, aber,

man sieht nicht ein warum, in umgekehrter Ordnung und an ganz ungehöriger Stelle.

Ueber dem Grabmale „hing oben am Gewölbe an einer zarten Kette eine Klaue von dem Vogel Greif, welche Heinrich mit aus dem gelobten Lande gebracht und sie deswegen oben über sein Grabmal vor dem Altar damals hängen lassen. Und kann man von demselben keine gewisse Nachricht haben, was es für eine Materie sei, indem es etliche für ein Gemsenhorn, andere für eine Klaue von dem Vogel Greif gehalten; so ist dennoch dieses eine sehr große Klaue, die nicht mit Händen gemacht, sondern gewachsen; und mußte es gleichwohl ein ungeheurer Vogel gewesen sein, der solche Klauen gehabt, so sie nicht von dem Vogel Greif sein sollte,“ wie Rehtmeier I, 103 und V, Suppl. 36 sagt, die einzige Beschreibung die davon übrig ist. Daraus daß man es für ein Gemsenhorn halten konnte, sieht man, daß es nicht eine ganze Vogelklaue mit mehreren Krallen war, sondern nur eine einzige Kralle, also wahrscheinlich ein sehr großes Antilopenhorn, wie deren unter dem Namen Greifenklaue in mehreren alten Kirchen hingen. Rehtmeier sah sie noch in der Sakristei; jetzt ist sie verschwunden.

Am Pfeiler neben dem Grabmale ließ Heinrich selbst noch die Fahnen der von ihm 1182 in der Schlacht gefangenen thüringischen Grafen Ludwig und Hermann aufhängen, die Heinrich von Hervord dort noch sah; auch seine Waffen, wie 1512 Bernhard Witt erzählt: „Er habe in seiner Jugend bei Heinrichs Grabmal am Pfeiler noch das Schwert hängen sehen, womit er den Lindwurm getödtet haben solle, desgleichen den Löwen in Marmor ausgehauen, der zu den Füßen des Grabmals gleichsam schlummerte.“

An einem dieser Pfeiler hing, seit 1515 etwa, auch die öfter angeführte Holztafel mit Pergament überzogen, worauf die im Dome ruhenden braunschweigischen Fürsten und Fürstinnen bis 1515 in sassischer Sprache verzeichnet waren; und an dem ersten Pfeiler vom Thurme ab ein merkwürdiges Bild auf Holz gemalt, das jetzt im Museum ist. Es stellt links Heinrich und Mathilden, rechts Otto IV und Beatrix dar, mit Versen darunter, nach deren Schrift es ins vierzehnte Jahrhundert gehört. Der Ring, den auf ihm Mathilde hochhält, jene Waffen und Fahnen, die Greifenklaue, der Löwe zu Fü-

ßen des Grabmals, dann der bronzene Löwe vor dem Dom und die Steinmessspuren an der Löwenthür haben einen großen Theil der schönsten Blätter zu dem Kranze geliefert, womit die Sage die Gestalt des Löwenherzogs geschmückt hat.

Ueberschauen wir noch einmal den Dom, wie wir ihn gleich nach Heinrichs Tode uns zu denken haben, so sehn wir ihn, vielleicht bis auf die Spitze der Thürme nach, vollendet. Die große dunkle Krypte mit nur Einem Altar und dem altehrwürdigen Holzbilde des Gekreuzigten an der Wand über den schmucklosen Gräften der beiden Gerdruden, ein Rest des ältesten Stifts der Brunonen; unter den Kreuzesarmen zwei Kapellen, in der nördlichen der Petersaltar, die südliche noch ungeweiht; der Chor hoch übers Schiff erhaben, von ungewöhnlicher Größe, mit zwei Seitenflügeln, jeder in seiner Apside einen Altar tragend; in der mittelsten Nische unter der Farbenpracht der drei Fenster des Heiligthums der Hochaltar des h. Blasius, in sich und im Heiligenschrein den gnadenreichen Reliquienschatz in kostbarer Fassung bergend; zwölf Leuchter um ihn her, und an den Wänden unter morgenländischen Teppichen die Chorstühle der zwanzig Stifzherrn. In der Mitte des Chors der Altartisch Mathildens; ganz vorn der Lettner, die Brüstung des Chors überragend. Unten die dreifache Halle des Schiffs, nichts als das Grabmal der Stifter umschließend, das von keiner täglichen Versammlung der Gemeinde gestört, von keinem Altar, keinen Stühlen beengt, in feierlicher Einsamkeit dalag, zur Seite die Waffen des Herzogs und feindliche Fahnen, die Beute seiner Schlachten, darüber des Morgenlandes Wundergaben — bald unscheinbarer Schmuck, längst mißachtet und verworfen, doch nicht vom Volke, das aus ihm die einzige Gabe wand, die es zu bieten hat, das einzige Denkmal das es seinem Fürsten geben konnte, aber auch das schönste, das ihm geworden ist: den unverwelklichen Kranz des Liedes und der Sage. Vor dem Grabmale, zwischen den hohen Stufen des Chors, bildete der Altar St. Crucis, mit dem gnadenreichen Kreuze von Gold und Perlen und Edelsteinen strahlend, dem siebenarmigen Leuchter davor, und dem gestaltenreichen Kreuzifix hoch oben darüber, ein Ganzes, das im farbigen Rahmen des bildbedeckten Siegesbogens, selbst von Gold und Farben und Kerzenschein glänzend, als Mittelpunkt des gesammten reichen

Bilderschmucks der Wände und Gewölbe eine ergreifende Wirkung gemacht haben muß.

Nur von diesen Wandgemälden dürfen wir, und müssen wir vielleicht noch zweifeln, ob sie schon zu Heinrichs eigenem Bau gehören. Beabsichtigt hat er sie gewiß (denn kein großer Kirchenbau jener Zeit ist ohne diesen Schmuck zu denken, der selbst Dorfkirchen wie Melverode und Gebhardshagen nicht fehlte — „von den Wunderdingen die ihm auf seiner Wallfahrt ins heilige Land begegnet sein sollen, sind die meisten Kirchen im Sachsenlande von Bildern voll,“ sagt Engelhus), vielleicht auch schon begonnen, aber sehr weit gefördert oder gar zu Ende geführt gewiß nicht. Sein Zeitgenosse Gerhard von Steberburg, der seine Sorge für die Vollendung der Kirche so genau beschreibt und selbst Fußboden und Fenster nicht vergißt, hätte einen so bedeutenden, vor Allem in die Augen fallenden Schmuck wohl nicht unerwähnt gelassen. Vielleicht meint aber diese Malereien Arnolt von Lübeck, dessen Jugendaufenthalt in Braunschweig noch in Heinrichs letzte Jahre fällt, mit dem Ausdruck: Heinrich habe wegen seines spätern Mißgeschicks den Dom nicht so vollendet, wie er es gewollt hätte. Sicherlich ist an ihnen lange gemalt, und aus der Disposition der Bilder im Chor kann man vielleicht gar schließen, daß sie schon beinahe beendigt waren, als der Dom im December 1226 dem h. Thomas Dedet mitgeweiht wurde. Denn an den beiden Pfeilern am Eingange zum hohen Chor sind in kolossalen Gestalten rechts der Läufer, links der h. Blasius gemalt, und die rechte Wand enthält in drei Streifen über einander nichts als Johannes Leben. Ebenso ist auch die linke auf drei Streifen für Blasius eingerichtet, aber nur zwei davon sind ihm gewidmet, die dritte, und zwar die unterste, also zuletzt gemalte, dem h. Thomas, während doch Blasius allein den ganzen Pfeiler einnimmt. Hiernach sollte man glauben, daß der Entwurf nur für die ursprünglichen beiden Schutzheiligen gemacht war, und die Ausführung an der rechten Seite schon ganz, an der linken beinahe vollendet war, als 1226 Thomas als dritter Patron hinzukam, für den jetzt nur noch ein einziger Streifen zu seinem Leben, aber kein Platz mehr zu seinem Standbilde offen blieb.

Nicht Feuer, nicht Feindesgewalt, nicht Roheit des Volks oder bilderstürmender Fanatismus hat zerstört, was von dieser

Schöpfung Heinrichs verloren ist, sondern die, welche eigentlich seine Erhalter und Beschüher sein sollten. Was untergegangen, ist fast allein durch die Gleichgültigkeit des Kapitels und den Ungeschmack der Baumeister zu Grunde gegangen. Nicht von jeher; — denn als des Herzog Julius fremde Baumeister Chor und Krypte durch ein kolossales Mausoleum im Renaissancestil zerstören wollten, hat das verständige Kapitel das noch abgewandt. Die Zerstörung begann erst, als die Stadt ihre Selbständigkeit verlor. Da mit dem alten Sinne auch der Sinn fürs Alte wich, der Sinn, der einer Stadt ihren Charakter aufprägt. Nicht bei der Bürgerschaft — die hielt lange noch an dem Eigenen, Ererbten fest, und hat erst viel später, zum Theil erst in unsern Tagen die Braunschweig eigene Form des schönen, durchdachten Holzbaues aufgegeben — aber bei den höheren Ständen, im Gefolge des Hofes, des französischen Geschmacks, und der fremden Mustern fröhlichen Architekten. Was aber selbst jene Zeit noch nicht zerstörte, nur beseitigte, das ist wirklich zerstört erst von unserm Jahrhundert.

Im Mittelalter waren die Kirchen, was jetzt die Museen sind. Auf ihren Altären und in ihren Schatzkammern sammelten sich Geschenke der verschiedensten Art, deren Gebet sich damit ein Andenken im Gebet, einen Platz im Buche des Lebens, und ihren Gaben die Weihe der Religion und den Schutz der Kirche erwerben wollten, sichtbar für Alle und gesichert, wie man glauben durfte, für alle Zeiten. Hier legte der Pilger seinen Stab und die wunderbaren Erzeugnisse des fernen Morgenlandes nieder; der Mönch das Meßbuch, das er in einsamer Zelle mühsam geschrieben und mit Bildern schön verziert um Gotteswillen; der Reiche Schmuck und Kleinodien, elfenbeinerne Trinkhörner und kostbare Kelche, Geräthe und Bilder. Vornehme Frauen hingen hier die Teppiche auf, die sie selbst gestickt; Fürsten und Adel die Waffen, mit denen sie ihre Schlachten geschlagen, die erfochtenen Fahnen, die Rüstung erschlagener Feinde, die Schlüssel gewonnener Städte, die Kronen erobelter Reiche. Karl der Große vermachte die beiden Elfenbeintafeln, auf denen er noch im Alter schreiben gelernt, dem Kloster des h. Gallus, wo sie in Gold gefaßt und von Tutilos kunstreicher Hand mit eingegrabener Arbeit und edlen Steinen verziert, als Deckel eines ganz mit Gold geschriebenen

Psalters dienen. Auf dem heiligen Grabe legte Gottfried von Boullion das Schwert nieder, mit dem er Jerusalem erobert; einer Kirche in Siena sandte Columbus den Degen, womit er zuerst die neue Welt betreten hatte. In Holland bewahrt fast jede Kirche ein Stück Holz, von Würmern zernagt wie ein Schwamm, als Mahnung zur Dankbarkeit für Gottes Schutz in der größten Gefahr von allen die dem Lande je gedroht, als vor 140 Jahren der Bohrwurm die Pfähle zernagte, auf denen alle Dämme und Städte stehn, und das ganze Land von der See verschlungen zu werden fürchtete. In der Stiftskirche zu Gandersheim hing noch vor einigen Jahren eine Kette, welche Kreuzfahrer von der Eroberung eines Hafens im Morgenlande mit heimgebracht hatten, und auf dem Chore war an den hohen Festen zum Gedächtniß die Stiftung Ottos II und Theophanias ausgehängt, eine lange Rolle mit Gold auf Purpur geschrieben, die prachtvollste Urkunde, die es in der ganzen Welt gibt. So hatte auch Heinrich der Löwe seinem Dome außer dem Reliquienschatze noch allerlei Kleinodien und Andenken hinterlassen, die jetzt alle verschwunden sind, zum Theil erst in unserm Jahrhundert, theils verkauft theils weggeworfen. So die Altargewänder, die er aus den reichen seidnen Gewändern machen ließ, welche der griechische Kaiser und der Sultan von Iconium ihm verehrt hatten; die silberne vergoldete Krone, 36 Loth schwer, ein Geschenk desselben Sultans; Heinrichs silbernes Siegel mit den zwei Leoparden, das noch Rehtmeier I, 103 sah; sein Schwert und die von ihm erbeuteten Fahnen über seiner Gruft; endlich die Goliathrippe, die Greifenklau und das von Seide schön geflochtene Kästchen mit dem Kranze der h. Jungfrau, einem Halschmuck von Perlmutter und einem sammetnen Beutel, welches Görge S. 100 als noch im Jahre 1834 vorhanden anführt. Die beiden kostbaren Marmorsäulen verkaufte das Kapitel 1801 nach Harbke, wohin auch in derselben Zeit die vergoldete Rüstung Herzog Christians mit seinem Handschuh und seiner Fahne aus dem Zeughause zu Wolfenbüttel verkauft ist; eine Altarplatte von Porphyr aus dem heiligen Lande, welche Ribbentrop 1798 noch sah, ist auch seitdem verschwunden.

Am 15. December 1810 wurde das Kapitel aufgehoben, im Herbst 1813 das Bleibach abgenommen und verkauft, der alte Taufstein abgebrochen, der bronzene Altar von

seinem alten Plage versetzt, die Chorstühle weggenommen, und das große Kreuzifix mit seinen vielen Gestalten, das selbst die westphälische Zeit verschont hatte, mußte stückweise in den Ofen der Sakristei wandern. Am 4. September 1830 befahl Herzog Carl den Abbruch des noch von Heinrich dem Löwen erbauten Kreuzganges mit den Resten des ältesten Stiftes, wobei durch Nachlässigkeit derer, welchen die Aufsicht oblag, das Archiv des welfischen Gesamthauses, 1442 von den Herzögen dem Stifte größerer Sicherheit wegen anvertraut und durch alle Kriege glücklich bewahrt, arg beschädigt wurde, und wobei noch mancherlei abhanden gekommen sein mag. Noch im Jahre 1835 wurde der letzte Rest dieses alten Klosters, die große Sakristei — ohne Noth und als ob jemals ein Dom ohne solche Umbauten gewesen sei, als ob er durch das kahle, vereinzelte Dastehn ohne Kreuzgänge an Schönheit gewönne — abgerissen und in die Kirche selbst auf den Chor verlegt, wobei noch durch Einbrechen eines Rauchfanges in die Mauer die alten Malereien bedeutenden Schaden litten. Dies war eine der ärgsten Entstellungen der schönen Kirche, aber es war die letzte.

Im August 1845 entdeckten der Kreisbaumeister Krahe und Dr. Schiller die alten Wandgemälde wieder, und damit begann für den Dom eine neue Zeit. Herzog Wilhelm befahl sogleich ihre Wiederherstellung, und jetzt steht der Chor wieder in würdiger Gestalt fast vollendet da. Hoffen wir, daß nun auch das noch geschehe, was zu seiner völligen Vollendung noch fehlt: vor Allem, daß die Sakristei, die erst vor fünf und zwanzig Jahren in ganz ungeschickter Weise zur Entstellung der Kirche dahin gesetzt ist, weggenommen und in den Raum grade darunter, die ehemalige Johanniskapelle, verlegt werde — ein Raum, der vollkommen groß und bequem gelegen, sogar eine Apside zum Altar hat, und durch das Fenster in ihr, sowie durch Licht von oben durch die Decke hinlänglich und schön erhellt werden kann, zugleich durch Schränke ringsum für die Kirchengeräthe, Bücher und alle noch vorhandenen Alterthümer ein sehr würdiges Ansehen erhalten würde. Denn im Ernste wird man doch nicht dagegen einwenden, der Geistliche müsse nicht auf Einer Stufe mit seiner Gemeinde, er müsse über sie erhaben stehn. Wird dann der bronzene Altartisch wieder auf den Chor gestellt, der Leuchter vor den Chor, die

Statuen Johannes des Täufers und des h. Blasius in die Nischen neben den Ausgang zum Chor, die Steinbilder des Herzogs und des Bischofs an die Pfeiler neben Heinrichs Grab; — wird der ganze nördliche Flügel seiner ursprünglichen Bestimmung zum fürstlichen Stuhle wiedergegeben, in alter Weise mit Teppichen verhängt und würdig ausgemalt, etwa mit Heinrichs Thaten (nach jenen Worten bei Engelhus: „von den Wunderdingen die ihm auf seiner Wallfahrt begegnet, sind fast alle Kirchen im Sachsenlande von Bildern voll“); an den Pfeilern des Stiftes aber die Fürsten des Hauses selbst, sie die Stützen und Erhalter des Landes, die Gründer und Träger des Staates, in lebensgroßen Gestalten die Halle entlang in der sie ruhen: dann erhält der Dom endlich die lang entbehrte würdige Gestalt wieder, zugleich die ursprüngliche und einzige deren unsere Zeit sich nicht zu schämen hat.

L i t e r a r i s c h e s .

Der kurf. sächs. Canzler Dr. Nikolaus Krell, von A. V. Richard. Zwei Bände. Dresden. R. Kunze. Aus Originalurkunden.

Das traurige Geschick des unglücklichen Krell, der nach einer kurzen Zeit der Macht und des Glanzes zehn Jahre lang schlimmer als in unsern Tagen der gemeinste Verbrecher verwahrt wurde, um endlich mit Verlesung aller Rechtsformen einen schimpflichen Tod zu erleiden, steht auch in jener schauerlichen Zeit um das Ende des sechzehnten Jahrhunderts als ein Höhepunkt des Jammers und der Grausamkeit da. Um so gespannter darf man sein auf ein Werk, welches sich ankündigt als eine Enthüllung der bislang nicht völlig und genau bekannten Umstände aus Originalurkunden. In dieser Erwartung haben wir das Buch zur Hand genommen. Der Verfasser schickt eine Aufzählung der handschriftlichen und gedruckten Hilfsmittel für sein Werk voran. Es überrascht uns, unter den letztern ein Werk nicht zu finden, welches für die genauere Kenntniß jener Zeit auch dann noch unentbehrlich bleibt, wenn man über alle Archive eines besondern deutschen Landes verfügt. Wir meinen Planck's Geschichte des protestantischen Lehrbegriffes. Auch findet sich in dem Buche selbst keine weitere Spur, daß der Verfasser mit Planck's Forschungen bekannt sei.

Richard ist Theologe und zwar Pastor der reformirten Gemeinde in Dresden. Wir sagen

dies nicht etwa in der Absicht, um anzudeuten oder gar zu beweisen, daß eine confessionelle Parteilichkeit für Krell ihn geleitet habe. Er hat sich (S. 11) gegen jeden Vorwurf dieser Art eifrigst verwahrt. Er behauptet, daß es nicht seine Absicht sei, die streng orthodox lutherische Partei der damaligen Zeit in ein schlechtes Licht zu stellen. Wir glauben anerkennen zu müssen, daß diese Versicherung eine durchaus gerechtfertigte sei. Dennoch machen wir dem Pastor Richard einen Vorwurf als Theologen, nämlich den, daß er die ganze Sache allzu theologisch aufgefaßt. Denn dies hier ist die Hauptsache. Wer klagt Krell an? Wer betreibt den Proceß gegen ihn? Wer will seine Verurtheilung um jeden Preis? Nicht Theologen stehen in erster Reihe, sondern der ablige Theil der Landstände, die verwittwete Kurfürstin Sophie, deren Seele verzehrt wird vom grünigsten Hass gegen den gestürzten Mann (vgl. Bd. II. S. 314), der Administrator Friedrich Wilhelm, des jungen Christian II. Vormund, der auf keine Beschwerden des Angeklagten, auf keine Zurückweisung des Reichskammergerichtes über die schmäbliche Verletzung aller Rechtsformen hören will. Die Städte nehmen nicht Theil. Leipzig protestirt, obwohl es nicht entfernt calvinistisch gesinnt war, und der Rath dieser Stadt wird gestraft, weil er protestirt hat. Woher jener Haß, die Triebfeder des Ganzen? — Richard erörtert dies nicht. Er unterhält uns im ersten Theile lang und breit von der frechen Aufgeblasenheit des Hofpredigers Mirus und von andern Dingen, die das Wesen der Sache nicht berühren, und dann erst bei der Gefangennahme Krell's kommt Richard auf den Adel und die Landschaft, aber nur kurz, nur erwähnend, nicht eingehend, S. 103: „Der lästige Kanzler war beseitigt: die streng orthodoxe Partei hatte nun freies Spiel. Der durch manche frühere Mißgriffe Krell's verletzte Adel konnte seinem Rachegefühl freien Lauf lassen.“ Und dann geht er sofort zur Beschreibung des abscheulichen Gefängnisses über.

Jene Worte eben berühren die Hauptsache. Der Adel, und zwar der höhere, betreibt die Sache. Er ist verletzt durch manche frühere Mißgriffe Krell's, sagt Richard. Eben diese Mißgriffe hätte er uns schildern, dies Verhältniß aus den Originalurkunden uns entwickeln sollen. Allerdings benützt dieser Adel die Religion zur Anklage. Aber glaubt Richard denn wirklich, daß diesem Adel so viel an der Beibehaltung des Exorcismus gelegen gewesen sei, daß dieser Adel zur Sühne für die Abschaffung desselben sich nur befriedigen konnte mit dem Blute des Mannes, der dabei mitgewirkt, daß ferner der Adel, um diese Befriedigung zu erlangen, nichts und auch gar nichts gescheut,

bis die Verletzung aller Rechtsformen zu einem Justizmorde ausschlägt? Es wäre das etwas seltsam. Vielmehr ist ja der Grundzug jener Zeit mehr als jemals sonst, alle politischen und andern Pläne zu umhüllen mit dem Mantel der Religion. Um der Religion willen, heißt es, führt man Kriege, thut dies, thut jenes, indem man das arme Volk bethört und vor demselben die bösen Leidenschaften in das glänzende Gewand der Tugend und Religion hüllt. Da wäre es nun aber die Aufgabe des Historikers, dies blendende Gewand abzustreifen, nicht bloß zu zeigen, wie dasselbe besudelt wird mit Blutflecken, sondern wie das Alles hohler und nichtiger Tand ist. Der Haß der Kurfürstin und des Adels gegen Krell ist widerlich und empörend; aber nach der Natur der menschlichen Dinge muß er einen Grund haben. Indem uns dieser nicht entwickelt wird, indem wir von dem Ursprunge weiter nichts wissen, als was jene Personen selber darüber öffentlich aussprechen, wird die ganze Sache nur um so räthselhafter. Das, was in Krell's Geschichte wesentlich einer Erforschung und Darstellung bedarf, ist sein Verhältniß unter Christian I. zu den Landständen, sein Verhältniß zur Sophie, und nicht minder namentlich sein Verhältniß nach außen, insbesondere zu Frankreich, zu Heinrich IV. Es würde sich doch da aller Wahrscheinlichkeit nach manches Urkundliche ergeben, was nicht zu Gunsten Krell's spricht. Nicht freilich meinen wir etwas, wodurch der an ihm verübte Frevel entschuldigt werden könnte, sondern allerlei, was die undeutsche Politik des Kanzlers klarer darlegen würde. Dem Pastor Richard hat Material dieser Art vorgelegen. Er erwähnt Bd. I. S. 320 vier Schreiben des Königs Heinrich IV. an Christian I., die er selbst wichtig nennt. Er theilt nur eins davon mit, weniger, sagt er, des Inhaltes, als des literarischen Werthes wegen. Immerhin beweist dieser Brief, daß die Orthographie Heinrich's IV. nach Verhältniß nicht besser war, als diejenige Friedrich's II. und Napoleon's I. Aber warum denn nicht ihres Inhaltes wegen auch die andern? Für die drei Briefe hätten wir dem Herrn Pastor von Herzen gern eben so viele Glaubensbekenntnisse und beredte Ergüsse des Hofpredigers Mirus und Genossen geschenkt.

Fassen wir unser Urtheil zusammen. Wir sehen das Werk des Pastors Richard als einen bedeutenden urkundlichen Beitrag zur Geschichte der Zeit an wegen der vielen Actenstücke. Was die historische Entwicklung der Hauptsache selbst betrifft, den Kanzler Krell im Verhältnisse zu seiner Zeit: so hat dem Schreiber dieser Zeilen weder die Auswahl des Stoffes, noch die Anordnung desselben, noch endlich auch die Form der Darstellung den Eindruck eines in sich abgeschlossenen Geschichtswerkes gemacht.